Hedwig

August Becker

Digitized by Google

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Moderne Romane des Auslandes."

Inhalt:

Bd.	1—2.	**Victor Cherbuliez,** Isabella, oder der Roman einer rechtschaffenen Frau. 2 Bde.
—	3—6.	**Ouida,** Strathmore. 4 Bde.
—	7—9.	**Le Fanu,** Onkel Silas von Bartram-Haugh. 3 Bde.
—	10—12.	**Mrs. Oliphant,** Agnes. 3 Bde.
—	13—15.	**Wood,** Elster's Thorheit. 3 Bde.
—	16—18.	**Kingsley,** Hereward der Wachsame. 3 Bde.
—	19—21.	**M. S. Schwartz,** Sein oder Nichtsein. 3 Bde.
—	22.	**Erckmann-Chatrian,** Das Forsthaus. 1 Bd.
—	23—24.	**Louis Ulbach,** Der Garten des Domherrn. 2 Bde.
—	25—27.	**Mrs. Henry Wood,** Lady Adelaide's Schwur. 3 Bde.
—	28—30.	**Braddon,** Ein ungeschliffener Diamant. 3 Bde.
—	31—36.	**Mrs. Gaskell,** Frauen und Töchter. 6 Bde.
—	37—40.	**Ainsworth,** Der Connetable von Bourbon. 4 Bde.
—	41—42.	**Lascelles,** Die Octrone, oder die Lilie von Louisiana. 2 Bde.
—	43—48.	**Ouida,** Chandos. 6 Bde.
—	49—52.	**Braddon,** Enttäuschte Herzen. 4 Bde.

Weitere Werke werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Preis eines jeden Bandes dieser Sammlung
20 Sgr.

Jedes Werk ist ohne Preis-Erhöhung auch einzeln zu haben.

Otto Janke in Berlin.

Digitized by Google

Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau

von

August Becker,
Verfasser von: „Des Rabbi Vermächtniß."

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1868.
Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Ein Idyll im Wasgau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Im Ballſaale.

Nun hielten die Schauer des Winters ſchon ſeit Wochen alles deutſche Land von den Alpen bis zur Nordſee umfangen. Wie ſtill mochten jetzt auch die Thäler und Höhen des Wasgau's liegen. Durch ſeine verödeten Wälder brauſte der kalte Nord, um die wettergrauen Stirnen ſeiner Felſen taumelten in wildem Gewirre die weißen Flocken, durch die gebrochenen Fenſter ſeiner Ruinen heulte der Schneeſturm, und auf die niederen Hüttendächer ſeiner verſteckten Dörfchen drückte die weiße, kalte Decke des Winters. Das wonnige Sommerleben mit ſeinem Vogelgeſang und dem Jubel naturfroher Spaziergänger war längſt den Schauern langer Winternächte gewichen, die gleich ſchwermüthig auf den tiefverſchneiten Schluchten und Bergwäldern, wie über der ſtillen Langeweile der Gebirgsorte brüteten. Nur dann und wann mochten

Digitized by Google

flackernde Kienfackeln in düsterer Tannennacht eine abentheuerliche Vogeljagd beleuchten, — nur da und dort die in Gespenstersagen bebende Stimme einer Alten oder ein wehmüthiges Volkslied der Jungen, aus den düster beleuchteten Fenstern zitternd, von dem traumhaften Leben einer Kunkelstube Kunde geben. Vielleicht flüsterten an den trüben Abenden auch junge Herzen heimlich zusammen von den Orakeln der St. Thomasnacht. — Sonst aber lag der Wasgau mit allen seinen Reizen verhüllt, verödet unter der kalten Schneedecke, und seine Höhen schauten bleich und geisterhaft über das verschneite Land am Oberrhein.

Auch am Lech und an der Isar jagte der Wind hohl und schaurig über die weite Ebene und trieb in heulender Wuth die weißen Flocken über die verschneiten unabsehbaren Felder, um die Scheunengiebel der Dörfer und Höfe, um die Erker und Thürme der volkreichen Städte. Bleigraue Wolken lagerten Tag für Tag über den Straßen der Hauptstadt, und der Himmel schien im wirren Gewimmel blendend weißer Flocken herabsinken zu wollen. Aber tausende von Lampen beleuchteten die belebten Gassen, die lustig im Gestöber umhertreibenden Masken und all' die lärmende Geschäftigkeit. Trompetengeschmetter und Gei-

Digitized by Google

genjubel übertönten die Klagelaute des Nordwindes, und durch die Straßen raſ'ten mit dem johlenden Schneeſturm um die Wette die Schlitten, aus deren Kutſchenfenſtern ballfrohe, freudenbange, blumenumkränzte Mädchengeſichter oder bunte groteske Larven ſchauten.

Dort vor dem palaſtartigen Gebäude, deſſen hundert Fenſter gleichſam freudefunkelnd, hellglänzend in die ſtürmiſche Winternacht herausſchauten, hielt eine Wagenburg von Schlitten und Caroſſen, welche da ihre Inwohner abſetzten. Und über die taghell beleuchteten Treppen wogte es hinauf in Gold und Seide, hinauf in den Ballſaal, der zu einem blühenden Feenſchloß umgewandelt worden. Da funkelten die Kronleuchter, ſprangen die Fontainen von wohlriechenden Waſſern, da rankten ſich die Guirlanden und Blumengewinde zu duftenden Hainen, und die Schönen ſelbſt wandelten als die holdeſten Blumen des Feengartens hin und her auf dem glatten Parket. Wer kümmerte ſich von all' denen, ob es draußen ſchneite und fror, ob der Wind um den Giebel brüllte? Wer hatte da, beim Rauſchen der Geigen und Schmettern der Trompeten, im ſauſenden Galopp noch daran zu denken, daß alle Höhen und Thäler verſchneit la-

Digitized by Google

gen, — wer gedachte noch des traumhaft melancholischen Lebens in den stillen Hütten der fernen Gebirgslandschaft?

Mit lachenden Mienen saßen die Mütter ringsum im bunten Staat und freuten sich der Lust ihrer Söhne und Töchter, der eigenen Jugend gedenkend. Mit ernstem Blick überschauten die Väter im schwarzen Frack das Gewimmel der glücklichen Jungen und sahen im goldenen Weinglase den Glanz ihrer eigenen Vergangenheit wieder aufblühen. Auch meine Mutter saß dorten bei Eugeniens Mama im traulichen Geflüster und mit schmunzelnden Geberden, indem sie stolz herüberblickten, wo ich mit meiner schönen Cousine im Reigen stand. Auch mein Vater machte sich das Vergnügen, seinem theuern Sohn nachzublicken und bei sich zu berechnen, was ihn meine Urlaubszeit während des Carnevals in der Hauptstadt noch kosten werde. Aber dennoch war er heute ungewöhnlich heiter und gegen Mama und Eugeniens Mutter von einer Liebenswürdigkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hatte, wenn auch seine Galanterie einen sehr altfränkischen Anstrich hatte und nach den Manieren von 1808 duftete, wo die Stutzer sich durch glockentönende Uhrpetschafte gleich Schlittenpferden ankündigten.

Digitized by Google

Ich ſelbſt war dem wiederholten Ruf meiner Mutter gefolgt und hatte nun des irdiſchen Glückes in der Hauptſtadt ſchon viel genoſſen; denn auf allen Bällen, welche Eugenie beſucht hatte, war auch ich geweſen und das will viel heißen. In den wenigen Wochen meines Urlaubs hatte ich alle früheren Poſitionen im geſellſchaftlichen Leben mit Sturm zurückerobert, behauptete ſie ſiegreich, ja gewann mehr und mehr an Terrain.

Von jeher war ich höchſt empfänglich für Triumphe im Salon und für weibliche Reize, die hier nun beim Kerzenſchimmer nur wenig verhüllt, in reicher Auswahl verführeriſch um mich her blühten. Ich empfand die ganze Zaubermacht der Frauenſchönheit im blendenden Glanze der Balltoilette. Erhalten doch ſelbſt Juwelen erſt ihren verklärenden Schimmer, wenn die Diamanten und Perlen einen jungfräulichen Schwanenhals umgeben, wenn der Karfunkelglanz des Rubins auf ſchneeweißem Buſen glüht, wenn der herrliche volle Nacken von perlendurchwobenen Flechten umwallt wird und die weichen Arme mit ihren niedlichen Grübchen von güldenen Spangen umſchloſſen ſind. Und ſo ſtand Eugenie, die unbeſtrittene Fürſtin des Balles, heute wieder an meiner Seite, ihre

Digitized by Google

wächsernen Finger in meiner Hand, ihr Busen gehoben, ihr Mund lächelnd, während hundert neidische Blicke nach dem Glücklichen schauten, der seine Bevorzugung wie etwas ganz Natürliches hinzunehmen schien.

Eugenie war die Bewunderung und das Entzücken Aller. Sie nahm denn auch die allgemeine Huldigung hin als einen schuldigen Tribut, ja heute mit etwas mehr Gleichgültigkeit als sonst. Eine gewisse Erschöpfung nach so vielen Ballabenden ließ sich nicht verkennen und gab ihrem sonst so hohen Wesen einen schmachtenden Reiz, der ihr nicht eigen war. Sie war heute viel hingebender gegen mich als sonst, fast zärtlich gegen den Vetter; und wenn ich im Walzer oder Galopp meine Hand fester um ihre Hüften legte, ihre Hand etwas stärker drückte, hatte sie keinen strafenden Blick dafür. Auch hatte ich wahrgenommen, daß mir ihre Augen mit eigenthümlichem Ausdrucke gefolgt waren, wenn ich mit einer gewissen Schönen, die besonders graziös tanzte, mich dahinschwang und die Augen aller umstehenden Paare auf uns zog. Es hatte sie offenbar nachdenklich gestimmt, und mir schien es, sie lege nun ihren Arm beim Tanze etwas inniger um meine Schulter, als vorher.

„Ach, Vetter Heinrich", ſprach ſie dann wohl auch, „ich tanze doch am liebſten mit Dir, — ich möchte am liebſten immer mit Dir tanzen, wenn es ſich ſchickte. Man findet es ſchon auffallend, daß wir ſo oft mit einander tanzen. Aber Du biſt heute ſo nachdenklich und kühl. Wo haſt Du denn Deine Gedanken immer? Ich könnte Dir beinahe böſe werden."

Ob meine Gedanken dabei wirklich manchmal weit, weit von dem Glanze und Geräuſche des Balles weilten?

Das Orcheſter kündete eine Quadrille, aus Motiven der neueſten Oper an, und die Paare reihten ſich. Eugenie ſtand mir gegenüber an der Hand eines alten Bekannten, dem ich keineswegs Freund war. Denn es war jener Kammerherr, Sohn eines verdienten Generals, Pathe Sr. Exellenz des Herrn Kriegsminiſters, — mit einem Worte: mein früherer Oberlieutenant. Seine rothe Naſe reckte ſich hochmüthig, faſt höhnend in die Luft, als er den Aerger ſah, mit dem ich ihm meine Verbeugung machte. Ich hatte erfahren, daß er einer der eifrigſten, aufmerkſamſten und ausdauerndſten Bewunderer meiner Couſine geweſen war. Ja, als die Rede auf ihn gekommen, hatte Eugenie mit einiger Achtung von ſeinem

männlichen gereiften Weſen, wie ſie ſich ausdrückte, geſprochen. Aber tanzen konnte er nicht, das wußte ich. Und nun beſchloß ich, ihn vor den Augen Eugeniens zu vernichten, welcher Entſchluß mir meine volle Gemüthsruhe ihm gegenüber gewährte; mit grauſamer Gelaſſenheit ging ich an mein edles Vorhaben. Er ſollte büßen.

Damals tanzte man den Contredanſe noch mit etwas mehr Aufwand von Bewegung, Lebendigkeit und Grazie, als heut' zu Tage, wo die Françaiſe zu einem trägen Spaziergange zu Vieren geworden iſt. Nun marſchirte aber mein Oberlieutenant nur etwas zierlicher und drolliger, als auf dem Exerzierplatze um ſeine Dame, ging bald im Sturmſchritt vor und machte dann ſein „Rechtsum" und „Kehrt Euch!" wie im Kaſernenhof, nur mit etwas mehr ſteifer Anmuth.

„Wie offizierlich, wie exerzierlich!" flüſterte ich den Damen zu, und beide biſſen ſich in die Lippen und hielten das Tuch vor den Mund, als der Oberlieutenant nun cavalier seul vortänzelte, den Arm wie eine Kneifzange an der Seite, die röthliche Naſe hoch in der Luft, bis er in reglementsmäßigen Schwenkungen ſich anſchloß.

Ich ſelbſt hatte mit nachläſſiger Grazie meine

Touren getanzt und bot Gelegenheit genug zum Vergleich, wenn ich dann plötzlich in eine groteske Imitation des Oberlieutenants verfiel, um alsbald aus der Carikatur wieder zu der natürlichen Anmuth und Schönheit der Kunst Terpsichorens zurückzukehren. Alle in der Reihe merkten, was ich babsichteigte, nur der Oberlieutent nicht; meine Dame unterdrückte lautes Lachen nur mühsam, bis sie krampfhaft zu husten anfing, Eugenie aber warf mir erbarmenflehende Blicke zu und flüsterte mir einige Male in die Ohren:

„Grausamer Heinrich! Barmherzigkeit, kaltes Herz!"

Aber ich fühlte so wenig Barmherzigkeit, als mein Gegner damals, da er meine Versetzung nach Landau beförderte. Und bald wandten sich alle müßigen Köpfe während der Quadrille, so oft es anging, herüber nach dem lustigen Spiel, das ich mit meinem Oberlieutenant trieb.

Der Tanz war zu Ende, und ich traf Eugenien bei unsern Eltern, wo sie Bericht über meinen Muthwillen erstattete, dessen Kunde bereits durch den Saal ging und auch schon das Ohr unserer Mütter erreicht hatte. Einige ältere Herren erzählten auch meinem Vater davon und machten in lustiger Weise die karikirten Bewegungen des offizierlichen Quadrilletänzers

nach. Mein Vater runzelte etwas die Stirne und murmelte etwas von unangenehmen Folgen, aber ich hörte nicht auf ihn, sondern nur auf Eugeniens zärtliche Vorwürfe, da sie mir einen „bösen Heinrich" um den andern an den Kopf warf, was aber gerade so und fast noch süßer klang, als hätte sie immer nur „lieber Heinrich" gesagt. Auch die Blicke von Eugeniens Mutter ruhten heute mit einem mütterlichen Ausdruck auf mir, wie ich es seither noch nie wahrgenommen. Und da der nächste Walzer wieder mein war, sprachen beide Mütter mit gleicher Zärtlichkeit:

„Erhitzt Euch nur nicht zu sehr, Kinder!"

Aber schon schwebten wir dahin wie Apoll und Diana, und jedes Paar warf, bevor es zu tanzen begann, zuerst noch einen Blick auf uns. Dann standen wir eng beisammen, zuwartend in der dichten Reihe. Ich hatte noch immer meinen Arm um Eugeniens Taille geschlungen, ihre schneeweiße Brust wogte vor meinen Blicken, ihre helle blendende Stirne war keine Spanne weit von meinen Lippen entfernt. Und der Knäuel wurde dichter und dichter, da sich die abtretenden Paare hier anstauten, so daß Eugeniens herrliche Gestalt dicht an meine Seite gedrängt war, ja, daß meine Lippen ihre Stirne berührten, als

noch immer die Tanzenden hier aufgehalten wurden und an den Knäuel anſtießen. Der Andrang wurde ſtets größer. Eugenie lag jetzt inmitten des vollen Saales gleichſam an mein Herz geſchloſſen. Sie hätte ſich auch mit dem beſten Willen nicht loswinden können, — aber ihre Miene, ihre zu mir emporgerichteten Augen verriethen auch nicht, daß ihr dieſe Ohnmacht gegen den andringenden Strom eine beſonders unangenehme Empfindung geweſen wäre. Und als ich ihr im Taumel des Moments tief ins Auge blickte, erröthete ſie zwar, aber nicht vor Unwillen. Im Gegentheil empfand ich einen innigen Druck ihrer Hand.

„Wir müſſen uns doch durchringen, lieber Heinrich!“ wisperte ſie dann.

„Mir gefällt es ſo ganz gut, liebe Eugenie!“ verſetzte ich lächelnd. „Ich möchte am liebſten gar nicht mehr tanzen.“

„Wie Du willſt!“ flüſterte ſie, und wir blieben ſtehen, von den Paaren im Knäuel weniger beachtet, als von den Argusaugen der Gallerie, von woher ſich alle Lorgnons mit uns beſchäftigten, ohne daß es mir große Sorge machte.

Während wir aber hier verſunken in die Luſt des

Moments harrten, nahte ſich das Schickſal in der Perſon des Ober-Lieutenants, der ſich wie ein Mineur durch den Menſchenknäuel bohrte und ſeine tranchées offenbar nach uns richtete. Endlich war er ſo weit vorgedrungen, um, mit giftigem Blicke auf meine beneidenswerthe Lage, Eugenie um eine Extratour bitten zu können. Dieſe aber, etwas in Verwirrung, wies ihn an mich. Daß ich ihn höflich, eigentlich kühl, aber gründlich abfahren ließ, kann man ſich leicht denken. Schweigend zog er ſich zurück, vielmehr bohrte er ſich wieder durch, wobei er gerade keine ſchmeichelhaften Bemerkungen über ſeine zweckloſe Beläſtigung der Paare zu hören bekam. Das Beſchämende ſeines Rückzugs wurde noch durch eine vollſtändige Niederlage verſtärkt, die ihm ein tanzendes Paar beibrachte, das ihn ſo kräftig anrannte, daß er auf dem glatten gewichsten Boden wie ein Mörſer hinrollte.

Schallendes Gelächter übertönte ſelbſt die rauſchende Muſik, alle Paare hörten für den Augenblick auf zu tanzen und eilten in die Mitte des Saals, wo der Oberlieutenant lag. Auch Eugenie und ich waren frei geworden und kamen gerade zu der verhängnißvollen Stelle, als der Oberlieutenant ſich wieder zu

ſeiner vollen Größe erhob. Ich lachte, was ich nur konnte. Er ſah mich von unten bis oben an, ich ihn von oben bis unten und war eher damit fertig, denn er maß einen halben Schuh weniger als ich. Dann ging ich, ohne mich weiter um ihn zu kümmern, durch den Saal der Stelle zu, wo unſere Eltern ſaßen. Wir hatten uns bei dem Gedränge mühſam durchzuringen. Eugenie lehnte faſt zärtlich und mit Hingebung an meinem Arme, und ihr öfter wiederholtes „lieber Heinrich" klang ſo ſchmeichleriſch an mein Herz, daß ich ſie fragte, ob ſie mich denn auch ſo lieb habe, wie ſie ſage. Ihre Antwort war, daß ſie ſich noch feſter an mich ſchloß, und ſo kamen wir zu unſern Eltern zurück. Eugeniens linker Arm hatte den meinigen umſchlungen, ihre rechte Hand lag in meiner linken. Und um beide ſchloß ſich jetzt die Hand von Eugeniens Mutter, die bedeutungsvoll flüſterte:

„Ihr ſeid glücklich, Kinder! bleibt es!"

Es lautete wie ein Segenswunſch; und was meine Mutter und mein Vater mit ſtrahlenden Geſichtern dazu fügten, machte mir deutlich, daß man uns als Verlobte betrachtete. Es ſoll denn auch kein Hehl daraus gemacht werden, daß mir Eugenie ſo reizend

und begehrenswerth erſchien, als irgend einem meiner Neider, und daß ich jetzt vor Sehnſucht nach dem Verlobungskuſſe brannte. Die beiden Familien ſchloſſen ſich eng zuſammen, mein Vater flog freudeſtrahlend nach Erfriſchungen und ich ſelbſt ſprang nach dem Buffet, um einen geäußerten Wunſch Eugeniens zu erfüllen. Dorten ſtehend, fühlte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter. Ich fuhr herum und ſah meinen früheren Oberlieutenant vor mir ſtehen.

„Herr Lieutenant von Waldenburg, auf ein Wort!“

„Was wünſchen Sie?“ fragte ich, nicht etwa zuvorkommend. „Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, dann bitte ich um Eile, da meine Zeit theuer iſt.“

„Dann treten Sie mit mir nur etwas in die Ecke hier.“

Bereitwillig folgte ich ihm und fragte dann:

„Und nun?“

Der kammerherrliche Oberlieutenant ſteckte ſeine Hand ſo in den uniformirten Buſen, daß der Daumen außen ſpielte, ſtreckte ſeine Naſe nach mir empor und ſagte:

„Sie werden mir hoffentlich eine bündige Erklärung Ihres heutigen Benehmens geben.“

„Wie ſo?“

„Warum lachten Sie vorhin so unbändig?“

„Zweifelsohne, weil mir etwas sehr lächerlich erschien.“

Der Oberlieutenant ward citronengelb, selbst seine Nase nahm eine mehr violette und braune Färbung an. Aber dennoch fragte er mit Ruhe, die freilich nur eine erzwungene war:

„Und was sollte der Blick bedeuten?“

„Was der Ihrige. Wir wollten jedenfalls gegenseitig prüfen, ob wir seit unserm letzten Zusammensein gewachsen sind.“

Der Oberlieutenant sah mich mit einem vernichtenden Blicke an, der mich jedoch durchaus nicht vernichtete. Dann sprach er mit affectirter Gelassenheit:

„In der That so keck als zudringlich, ich möchte sagen unverschämt!“

„Sie kommen mir nur zuvor, mein Herr“, erwiderte ich ruhig. „Es bedarf weiter nichts, um Ihre Nase in Gefahr zu bringen. Bitte, ein kleines Verweilen auf dieser Stelle — mein Freund Haller wird Ihnen seine Aufwartung machen.“

Damit eilte ich an das Büffet, ließ mir das Gewünschte geben, und wollte eben zu Eugenie zurück,

als Lieutenant Haller, der ſich ſeit meinem Hierſein nicht mehr über das Wort „Böhämmer“ zu ärgern brauchte, mir gerade in die Hände lief. Raſch flüſterte ich ihm zu, was ihm zu wiſſen nöthig war, und verließ ihn mit den Worten:

„Ich beſtehe auf krummen Säbeln. Das übrige Arrangement iſt Deine Sache!“

Haller verfügte ſich zu dem Oberlieutenant, ich zu Eugenien, in deren Anblick der ganze Zwiſchenfall raſch vergeſſen war.

Nun merkte ich, daß die Eltern geneigt waren, den Ball ſchon zu verlaſſen und den Reſt der Nacht im engern Familienzirkel zu verleben. Auch für mich war der Reiz des Tanzens erſchöpft, nur Eugenie ſah ſeufzend auf ihre volle Tanzkarte, machte jedoch keinen Einwand, und ſo wurde der Vorſchlag ihrer Mutter, alsbald aufzubrechen, angenommen. Während wir nun ſo geräuſchlos als möglich hinwegzukommen ſuchten, hatte Haller noch Gelegenheit mir zuzuflüſtern, daß die Angelegenheit in Ordnung ſei. Dann entſchlüpfte ich mit Eugenien dem Treiben des glänzenden Ballſaales.

Während die Eltern noch bei der Garderobe verweilten, eilte ich mit Eugenien voraus die Treppe

hinunter in's Foyer und rief nach dem Wagen. Es war kalt, der Wind trieb die Flocken heulend in die Einfahrt hinein. Eugeniens ſtolze Figur hing in meinem Arme, ihre Augen weilten funkelnd an meinem Blick. Es war, während wir ſo auf das Vorfahren des Wagens warteten, ziemlich leer und öde an dieſem Platze. Nur ein einzelner Herr, tief in den Mantel gehüllt, weilte dorten an einer Säule lehnend, als ob er ebenfalls auf einen Wagen warte. Die Figur, das Geſicht, von dem eben der Mantelkragen gefallen war, ſchienen mir bekannt, ohne daß ich wußte, wo mir der Fremde je begegnet war. Ich hatte ihn auch auf dem Balle nicht geſehen. Jedoch — wer wird an der Seite eines Mädchens wie Eugenie darüber nachſinnen, wo er dieſes oder jenes Geſicht je geſehen!

Kalt wehte indeß der Wind durch die Thüren herein und wühlte in Eugeniens weiter Seidenrobe, ſo daß ſie alsbald in den Wagen ſchlüpfte, als dieſer vorgefahren war.

Nicht lange ſtand ich am Schlage. Scharf ſah eben der Fremde von der Säule herüber, als ich von dem Vorrechte eines Verliebten, den man von Seiten der Eltern als Verlobten anſah, Gebrauch machte

und ebenfalls in den Wagen ſtieg; ich lehnte den Schlag halb zu, während die Fenſtervorhänge nur wenig von dem Lichte des Foyers hereindringen ließen.

Schon lag Eugenie an meiner Bruſt mit ihrem klopfenden Buſen. Ich hatte ihr Wangen, Lippen und Nacken geküßt, und noch immer erſchienen die Eltern nicht. Meine Arme umſchlangen ſie inniger, während von oben das rauſchende Orcheſter in gedämpften Tönen herunter klang wie ferne, ferne Muſik.

Seltſam! Mir war es da mit einem Male, als ging die Muſik plötzlich in eine Melodie über, die mir ſchon als Kind ſchauernd an die Seele gezittert, in eine Melodie, die ich dann wieder vernommen in einer Winternacht, weit, weit von hier in einem ſtillen abgelegenen Thale des überrheiniſchen Wasgaus. Ich horchte — und mir war es, als kehre das Orcheſter immer wieder zu den melancholiſchen Tönen jenes Liedes zurück, das geiſterſchaurig von dem falſchen Heinrich ſingt. Es berührte mich ganz eigen, faſt traurig. Meine Arme ließen ab von der herrlichen Geſtalt, die ich umſchlungen gehalten, — ich wand mich leiſe los von ihr, — und ſie ſaß jetzt mit halb

unterdrücktem Seufzer ſchweigſam neben mir im verhängten Wagen.

Noch immer tönte das Orcheſter gedämpft durch die Wände herab, — da hob ein feierlicher, hehrer Klang an in der ſtürmiſchen Nacht, — tiefer, voller Glockenſchlag von der nahen Kirche. „Zwölf Uhr ſchlug's.“ Mich durchrieſelte es, als im nämlichen Momente am Vorhange des Fenſters, der uns verbarg, eine weiße Hand ſichtbar wurde, als ob ſie hereindringen wolle. Zugleich erſchien draußen eine Geſtalt, die ich nicht erkannte.

„Mach' auf, Heinrich!“ flüſterte jetzt eine Stimme neben mir. „Es iſt die Mutter.“

Die Täuſchung, in der ich befangen, war nun freilich dahingeſchwunden, denn als ich den Schlag öffnete, ſtand Eugeniens Mutter außen und ſprach, faſt mit leiſem Vorwurfe:

„Kinder, was macht Ihr? Wollt Ihr Euch unſichtbar machen? Vielleicht habt Ihr gar keinen Raum mehr für mich! Nun, fahrt voran, ich muß Heinrichs Eltern bitten, mich aufzunehmen.“

Während ſie ſo ſprach, war auch der Fremde im Mantel ſo weit vorgetreten, daß ich ihm voll in's Geſicht ſchauen konnte. Offenbar ſah er mit einiger

Aufmerkſamkeit nach dem Wagen, und jetzt erkannte ich auch den vornehmen, hübſchen Kopf des ſchlanken Blondins, der vor vierzehn Monaten bei meinem Abſchied von München in unſerm Kreiſe erſchienen war, aus deſſen Mund ich zuerſt von den Böhämmern hörte, und aus deſſen Etui ich jenen weiblichen Namen geleſen, der mir ſeitdem nicht ohne Bedeutung geblieben.

Schon hatte ſich der Wagen vorwärts bewegt und der Schneeſturm umpeitſchte ſeine Fenſter. Die Begegnung weckte eine ganze Reihe von Erinnerungen in mir; da ſich Eugenie jetzt aber neben mir im Wagen zurecht ſetzte, rief mir dieſe Bewegung zum vollen Bewußtſein zurück, wie nahe mir das Schöne lag. Wieder wanden ſich ihre weichen Arme um meinen Hals, wieder fanden ſich unſere Lippen. Alle Erinnerungen der Vergangenheit ſchwiegen jetzt in der bräutlichen Luſt der Gegenwart. Dieſe aber genoß ich auch noch, als die wache Dienerſchaft des Hauſes raſch den Salon heizte und beleuchtete, damit ich im hellen Kerzenglanze vor den Augen der Eltern meine ſchöne Braut küſſen konnte. Eine Stunde der Freude verfloß ſo in dem engen Kreiſe, in welchem unſere Verlobung gefeiert wurde. Dann kehrten meine Eltern

im Wagen heim, ich ſelbſt aber verließ das Haus zu Fuß, tief in den Mantel gewickelt, um ebenfalls den Heimweg zu ſuchen.

Noch brauſte der Wind um die Häuſergiebel und durch die Straßen der Hauptſtadt, das Schneegeſtöber jedoch hatte ſich theilweiſe verzogen, als ich ſo dahinſchlenderte durch die verödeten Gaſſen. Es war eine Stunde nach Mitternacht. An der Stelle, wo der Mond hinter Wolken ſtand, erſchien der Himmel gelichteter. Manchmal ſah ich dahin, während der Wind meine Stirne kühlte und in meinem Mantel ſich fing.

Als Bräutigam des ſchönſten Mädchens der Stadt, der vielbewunderten, vielbegehrten Eugenie ſtrich ich da nach Mitternacht in den Gaſſen und dachte an mein Glück. Warum aber füllte dies Glück nicht alle Falten des Herzens aus, das der einſame Wanderer durch die Straßen der Hauptſtadt trug? — Einigemal war der Mond hell hervorgetreten. Nur noch einzelne Wolken trieben verdüſternd über das helle Licht, verhüllten es jetzt, um raſch wieder zu verwehen. Es war, als ob der Wind den Schleier über einem jungfräulichen Antlitze hebe und fallen laſſe in lieblichem Spiel, um dieſes bald in ſeiner vollen An-

muth zu zeigen, bald es wieder geheimnißvoll zu verhüllen.

Ach! Ein ſolches Spiel des Windes mit einem neidiſchen Mädchenſchleier hatte auch ich ſchon beobachtet — es war noch nicht lange her, nur wenige Wochen, am Morgen nach einer Brakelnacht des Advents. Ich dachte daran, — lebendig ſtand mir wieder der Moment vor der Seele. — Was empfand, was wünſchte ich damals? Und jetzt kehrte ich — als Bräutigam — aus der Wohnung Eugeniens heim!

Aber warum dachte ich auch an Scenen, die traumhaft an mir vorübergegangen waren, während mir jetzt die Wirklichkeit des Lebens den vollen Becher ihrer Luſt bot! Ich wollte es nicht wieder thun. Als aber auf der andern Seite der Straße eine ſchlanke, hohe Geſtalt im weiten Mantel ſchritt und ich jenen Fremden wieder zu ſehen glaubte, näherte ich mich dennoch dem Unbekannten, in der vagen Hoffnung, mit ihm vielleicht über ſie ſprechen zu können, deren Namen er in ſeinem Etui trug. Es ſah mich jedoch aus der Verhüllung des Mantels ein völlig fremdes Geſicht verwundert an, und ich ſuchte keine weiteren

Abentheuer mehr, ſondern ging nach Hauſe, um der Ruhe zu pflegen.

Die folgenden Tage brachten manchfache Aufregungen, wie ſie ſich eben im Gefolge einer Verlobung finden. Indeß wurde mein Handel mit dem Oberlieutenant in einer Weiſe erledigt, die nicht befriedigender für mich ſein konnte. Ich hieb ihm nämlich ſchon beim erſten Gange ſeine rothe Naſe ſo geſchickt aus dem Geſichte, daß ſie mir zu Füßen flog und ich gute Luſt hatte, meinen Fuß auf die gefallene zu ſetzen, ſie förmlich unter meine Sohle zu nehmen. Der zugezogene Arzt, der ſie raſch aufhob und nach einem höchſt eigenthümlichen Verfahren an Ort und Stelle wieder anklebte, erklärte feierlich, daß ich großes Talent zu einem Operateur habe; ſo was ſei ihm noch nicht leicht vorgekommen, daß Einem die Naſe mit krummem Säbel ſo zierlich aus der Phyſiognomie herausgeholt worden ſei. — Der Oberlieutenant ging mir ſomit auf den nachfolgenden Bällen nicht mehr im Wege herum.

Der Brautſtand hatte indeß die Tanzluſt Eugeniens nicht ſo ſehr gemildert, als ihr vielmehr einen neuen Schwung gegeben, während ich etwas weniger

tanzte, ja manchmal herzlich gern von den Bällen daheim geblieben wäre. Dabei hatte mich eine seltsame Anwandlung überkommen. Manchmal mitten in der lärmenden Luft, wenn das Orchester rauschende Melodieen aus den modernsten Opern zur Quadrille spielte, hörte ich mitten durch wieder jenes alte, melancholische Lied zittern, das meine Gedanken und Empfindungen weit hinweg trug aus dem Ballsaale zu andern Scenen meines Lebens. Einmal, als ich mit Eugenien im Reigen stand, tönte mir die wehmüthige Melodie mit solch' täuschender Lebhaftigkeit an die Seele, daß ich selbst vernehmlich vor mich hinsummte:

„Heinrich schlief — —"

„Was thut Heinrich?" fragte Eugenie, indem sie mich eigenthümlich scharf ansah. „Wie? Hat Dir's die schwindsüchtige Nähmamsell angethan, die uns gegenüber im Dachstübchen wohnt?"

„Wieso? Was meinst Du damit, Eugenie?"

„Ei, ei!" lachte sie. „Die könnte mich zur Verzweiflung bringen mit ihrer graulichen Geisterballade, die sie oft bis in die tiefe Nacht hinein fortleiert. Entsetzliches Gejammer — und jetzt klingt es mich noch von Deinen Lippen an. Laß doch das gemeine Lied der Nähmamsell."

Ohne etwas darauf zu erwidern, tanzte ich mit ihr weiter. Daß mich ihre Bemerkung angenehm berührt hätte, kann ich nicht behaupten. So oft ich ihr nun beſonders ſtill zur Seite ſtand und mein Auge ziellos über das Ballgetriebe ſchweifte, pflegte Eugenie, an den Anfang der Ballade erinnernd, zu fragen:

„Schläft Heinrich wieder?“

Sie fragte aber auch einmal weiter:

„Siehſt Du etwa eine geiſterhafte Wilhelmine?“

Damit ſpottete ſie meiner momentanen Anwandlungen, die nun freilich in der Luft des Brautſtandes, an der Seite einer ſo reizenden Verlobten, wie Eugenie es war, immer wieder raſch erſtickt wurden.

Indeſſen kam das Ende meines Urlaubs. Unſere Mütter hatten Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, um mir die Ausſicht zu eröffnen, mit nächſtem Herbſt als Oberlieutenant wieder nach der Hauptſtadt verſetzt zu werden. Bis dahin wurde die Hochzeit verſchoben, damit nicht auch Eugenie die Langeweile einer Kleinſtadt erdulden müſſe, — denn ihr graute ſchon vor dem Gedanken, ſagte ſie. Mir ſelbſt aber graute wunderlicher Weiſe dieſesmal viel weniger vor Landau, obgleich ich in der Hauptſtadt meinen ärgſten

Feind gedemüthigt, das ſchönſte Mädchen als Braut zurückließ — zwei Umſtände, die mir den Aufenthalt in der Metropole des Landes doch beſonders angenehm machen mußten.

Zweites Kapitel.

Auf der Wache.

Nun war es wieder Frühling im Lande geworden und die Gegend um Landau stand in schönster Blüthe. Die hohen Festungswälle lagen hinter blühenden Bäumen, die Schanzen der äußeren Werke in grünen Feldern, welche freundlich die Höhen zu beiden Seiten des Queichgrundes bekleideten. Grüne Felder, grüne Wiesen und Hoffnungen im Herzen des Menschen, sie alle bringt der Lenz. Denn das hat ja des Menschen Herz mit der Natur gemein, daß im Frühlinge, wo alles keimt, treibt, knospt und blüht, auch seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine stillen Empfindungen und selbst seine Schmerzen neue Knospen, Blüthen, Blätter und Zweige treiben.

Und auch ich wandelte in der schönen Landschaft vor dem alten Wasgauwald mit den Gefühlen des

Lenzes, — aber dieſe Gefühle der Jugendluſt, der Verjüngung und Lebenserneuerung waren mit einer Sehnſucht gemiſcht, deren Ziel mir unbeſtimmt vor der Seele ſchwebte, mit ahnungsvollem Bangen, das ich mir ſelbſt nicht zu erklären wußte und das immer wieder im Anblick der Berge im Südweſten von Landau erwachte. Der Gedanke an meine ſchöne Braut befriedigte dieſe Sehnſucht nicht und ließ immer wieder einen Raum im Herzen leer, der kein Genüge fand und unausgefüllt blieb. Ja, ſtatt der Freude an dieſer Blüthenpracht, welche mich umgab, überkam mich nicht ſelten eine Stimmung, die früher niemals in mir Zugang gefunden, eine Wehmuth, der mein jovialer, heiterer Sinn ſonſt fremd war. Mir war es zu Muthe, wie dem Dichter, der klagt „das Blühen will nicht enden", während es doch enden ſollte, und in mir flüſterte es leiſe: „wer weiß ſonſt, was noch werden mag."

Das jedoch waren Anwandlungen, die vor dem Ernſt des Dienſtes wie vor den heitern Briefen meiner Braut aus der Hauptſtadt gleich welkem Blüthenſtaub verwehten. Beim erſten Tritt hinaus in die Natur, beim Anblick der Wasgauberge, der hohen Madenburg, niſteten ſie ſich freilich wieder ein.

Nun war der Landauer Maimarkt gekommen. In unabsehbaren Schaaren strömte das Landvolk geputzt und heiteren Sinnes durch die Thore der Stadt herein, hell aufjubelnd, wenn in einem der Wachposten auf den hohen Wällen ein Sohn, Bruder, Vetter oder Nachbarkind erkannt wurde. In Kutschen und Charabancs kamen die Landhonoratioren mit Frauen und Töchtern herein, um zu kaufen, zu sehen und sich sehen zu lassen. Der große Paradeplatz war mit Buden besetzt, zwischen welchen frische Landmädchen und die schlanken Gestalten der weiblichen „Noblesse" aus den Haardt- und Gaudörfern, aus den reichen Wein- und Tabacksorten der Landschaft auf- und abwandelten, gefolgt von müßigen Candidaten und Offizieren, die hier ebenfalls sehen und gesehen werden wollten.

Auch ich ging mit Hartenstein zwischen den Buden auf und ab und wir blieben da und dort stehen, um uns an den lebhaften Bewegungen und dem noch lebhaftern Zungenwerk der jungen Pfälzerinnen zu ergötzen, die da um Bänder handelten, — oder wir strichen an einer Gruppe vornehmerer Töchter des Landes beobachtend vorüber, denn Hartenstein fahndete offenbar nach der blonden Beatrix, mit welcher er

damals von der Madenburg weg den Trifels im Sternenglanz zu ſehen gegangen war. Wonach fahndete ich? So viele ſchöne Geſtalten und hübſche, heitere Geſichter ſich da auch bewegten — ich fand unter ihnen keine Eugenie, und keine — —

Hatte ich, der Verlobte der ſchönen Eugenie, auf dem Markte der pfälziſchen Bundesfeſtung noch nach einer andern zu ſuchen? Ich ſollte es nicht. Aber die Leere und Unbefriedigtheit in mir verlangte dennoch danach.

Am zweiten Tage hatte ich den Wachdienſt am franzöſiſchen Thore. Hier ſtrömten die Bewohner des pfälziſchen Oberlandes herein. Wagen um Wagen raſſelte durch die finſtere Halle des Hauptwalles in die Stadt hinein, — die Poſten auf den Wällen hatten beſtändig einander zuzurufen, um Ordnung in die Verwirrung zu bringen, wenn ein Stabsoffizier oder ein Artilleriefuhrwerk in entgegengeſetzter Richtung durch das Thor kam. Ich lag unter dem Fenſter der Wachſtube, einſam. Keiner meiner Bekannten, auch Hartenſtein nicht, beſuchte mich heute, denn alle waren beſchäftigt, die ſchönen Töchter der Pfalz in Augenſchein zu nehmen, die ſich heute auf den Straßen ausſtellten.

Eine Stunde lang ſah auch ich in die Charabancs und Kutſchen hinein, welche da vorüberraſſelten, bis ich es müde wurde. Denn ſo viele hübſche Kinder herausſchauten, es war keines darunter, das meine Theilnahme oder auch nur meine Neugierde erregte.

So warf ich mich auf das ſtöhnende Lederſopha, das mit rothen Kuhhaaren ausgeſtopft, die müden Glieder der wachhabenden Lieutenants aufzunehmen beſtimmt war. Draußen in der langen Thorhalle raſſelte es fort und fort; hier innen war es ſtill, denn nur hohl und dumpf klang der Lärm herein. Von dem Sonnenſchein, der auf den Wällen lag, drang kein Strahl in dies Heiligthum. Eine beſtändige Dämmerung herrſcht in dem Gemach, das mich jetzt beherbergte. So hatte ich Muße genug, den Band von Walter Scott vorzunehmen, den ich mir als Mittel gegen die Langeweile eingeſteckt hatte, und mich tief hinein zu leſen in die intereſſanten Abentheuer des Lieutenants Quentin Durward von der ſchottiſchen Garde Ludwigs XI. Ich war gerade an der Stelle, wo der jugendliche Beſchützer der jungen und ſchönen Gräfin von Croye mit dem Baſtard Dunois und dem Herzog v. Orleans, welche ſeinen Schützling entführen wollen, ritterlich kämpft. Die

Lectüre hatte mich ſo gefeſſelt, daß ich Wachſtube, Dienſt, Maimarkt und Landau darüber vergeſſen hatte und ganz Quentin Durward war, der mit den Prinzen von Frankreich auf Tod und Leben focht.

„'Rrrraus!" ſchrie jetzt der Poſten draußen, daß es mir durch Mark und Bein ging.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm ein Donnerwetter an den Hals zu wünſchen, griff aber eiligſt nach dem Helm, während ſich auch unter der Mannſchaft der Wache aus einem wirren Knäuel von Gewehren, Beinen und Patrontaſchen das Glied vor dem Poſten formirte. Der Poſten hatte ſeine Pflicht gethan, denn hoch zu Pferde hielt ſchon am Eingang des Thores von der Stadt her der inſpizirende Stabsoffizier mit muſterndem Blick, während der Zug der Wagen von außen her ſtockte. Ich hörte nach dieſer Seite hin den Zuruf der Poſten, ich ſah auch in der Dämmerung der Thorhalle den vorderſten Wagen halten, — eine offene Kutſche, in welcher zwei Damen — eine alte und eine ſehr junge, ſaßen, — ich glaubte dieſe Damen zu erkennen, und das Blut drang mir in die Schläfe, — ja, ich erkannte jetzt den jungen Mann auf dem Bocke ſehr deutlich. Er winkte mir ſogar freundlich zu, die Damen nickten, und die jüngere

ſah in holder Anmuth auf mich. Aber ach! Auf der andern Seite hielt der inſpizirende Oberſtlieutenant und machte bereits ein ſo mißmuthiges Geſicht, daß ich wieder meine gewöhnliche Farbe bekam. Hohl klang mein Commandoruf in die Thorhalle hinein: „Richt't Euch! Schultert's Gewehr! Präſentirt's Gewehr!"

Nun ritt der inſpizirende Stabsoffizier näher her und ich trat mit klopfendem Herzen vor. Ja, ich that's mit doppeltem Herzſchlag; denn mit Entſetzen faßte es mich an, daß er kam, mir die Parole abzufordern, die mir in dieſem Momente jedoch völlig aus dem Gedächtniſſe gelöſcht war; auf der andern Seite aber war gerade ſie, die ich am wenigſten als Zeugin einer dienſtlichen Demüthigung wünſchte, gegenwärtig im verhängnißvollſten Momente, der mir je gedroht. Der Angſtſchweiß trat mir auf die Stirne, ich flehte innerlich um Erleuchtung. Aber es war mir, als ſtünde ein dickes Brett zwiſchen meinem Gedächtniß und dem, was ich wiſſen ſollte. Ein verzweifeltes Mittel mußte helfen, als jetzt der Oberſtlieutenant examinirend nach der Parole fragte, von der ich nichts weiter wußte, als daß ſie aus einem Perſonen- und einem Städtenamen beſtand.

Der Lärm, welcher noch immer in der mit Fuhrwerken aller Art gefüllten Halle herrſchte, gab mir den Muth zu einem völlig unverſtändlichen Gemurmel, woran ich die ordonnanzmäßige Formel knüpfte:

„Ich melde dem Herrn Oberſtlieutenant gehorſamſt, daß ſich auf Wach' und Poſten nichts Neues ergeben hat."

„Herr Lieutenant", ſprach jetzt der Inſpizirende vom Pferde herab, indem er mich mit forſchendem Blicke fixirte. „Wollen Sie nicht die Parole gefälligſt wiederholen?"

Der Teufel ſoll die Parole holen, dachte ich, fing aber, kühn gemacht, noch einmal mit demſelben Gemurmel an und ſchloß wieder:

„Ich melde dem Herrn Oberſtlieutenant gehorſamſt, daß ſich auf Wach' und Poſten nichts Neues ergeben hat."

„Gut!" ſagte jetzt der Inſpizirende nach einer bedenklichen Pauſe, in der mein Herz ſo mächtige Schläge that, wie die St. Bennoglocke auf den Frauenthürmen zu München. „Es iſt gut. Laſſen Sie einrücken. Uebrigens, Herr Lieutenant, rathe ich Ihnen, ſich eine deutlichere Ausſprache anzugewöhnen!"

„Der Wagenlärm!“ wagte ich zu erwidern, indem ſich eine Centnerlaſt von meiner Bruſt wälzte.

Der Inſpizirende machte eine Bewegung, als wenn er zweifelhaft wäre, ob er meine Entſchuldigung als triftig anerkennen ſolle, dann legte er die Hand zum Gruße aus und ritt langſam durch den engen Raum davon, den ihm die Pferde und Wagen in der Thorhalle ließen.

„Bei Fuß! Kehrt Euch! Setzt Gewehr ab!“ ſchrie ich jetzt fröhlich mit empor gehaltenem Säbel, den ich nun klirrend in die Scheide raſſeln ließ, um mich nach der Kutſche umzuwenden, deren Inſaſſen Zeugen des Auftritts geweſen waren, welcher ohne meine Geiſtesgegenwart empfindliche Folgen gehabt hätte.

Aber der Lenker der Pferde hatte dieſe, ſobald es nur geſchehen konnte, angetrieben oder antreiben müſſen, da die Nachfolgenden drängten; und die Kutſche fuhr ſchon raſch über den Thorplatz, um in die Marktſtraße einzulenken, als ich mich nach ihr umſehen konnte. Nur ein ſchönes aſchblondes Köpfchen neigte ſich zu der Kutſche heraus und ſah noch einmal nach dem Thore zurück, wo ich ſtand. Ich glaubte noch ihren lächelnden Gruß zu erkennen, und ich verneigte mich mit der Hand am Helm. Aber jetzt war auch ſchon

das holde Antlitz verſchwunden, und die Kutſche rollte um die Straßenecke in die Stadt. Mir war, als ob von dem Thorplatze alles Licht mit einem Male geſchwunden wäre; und doch warf die Nachmittagsſonne über die Bäume des Walles herüber glänzenden Schein auf die gegenüberſtehende Häuſerreihe.

Nun gab es nichts in der Welt, was mich abhielt, entweder langſam vor dem Wachlokale auf und abzuſchlendern, oder wieder in die dämmernde Stube zurückzukehren, um mich mit Quentin Durward und der ſchönen Gräfin Iſabelle von Croye zu beſchäftigen, die der ränkeſüchtige Ludwig XI. dem jungen Schotten anvertraut hatte, um ihm und ihr ſichern Untergang zu bereiten. Ach! dachte ich dabei für mich ſelbſt, ſo liebenswürdig der Dichter die junge burgundiſche Dame ſchildert, welche einer durch den kühnen Karl auferzwungenen Ehe ausweichend zu dem König von Frankreich flüchtet, — ein ſo anmuthiges, edles Weſen Walter Scott aus dieſer Erbin von Croye macht: holdſeliger kann ſie dem Quentin Durward nicht erſchienen ſein, als mir das liebe Mädchen, das da eben in der Kutſche vorüber gefahren. Mit dieſem Gedanken war ich lange da auf und abgeſchlendert und warf ſehnſüchtige Blicke in die Straßeneingänge der

Stadt, um vielleicht ihre flüchtige Erſcheinung zu haſchen. Aber vergeblich. Noch nie verwünſchte ich den Wachdienſt ſo ſehr, als heute, wo er mich an das ungefährdete franzöſiſche Thor bannte, während meine Seele in der Stadt weilte, um nach dem lieblichen Kinde zu ſuchen, deſſen Antlitz ich nur wieder zu ſehen brauchte, um zu wiſſen, wem die unbeſtimmte Sehnſucht meines Herzens ſeit Monaten gegolten.

Aber, ſagte ich mir jetzt ſelbſt, was ſollte mir, dem Verlobten Eugeniens, das Verlangen nach dem Anblicke Hedwigs? War ich nicht der Bräutigam des ſchönſten Mädchens der Landeshauptſtadt? Was konnte mich die Anweſenheit der lieblichen Hedwig in der Garniſonsſtadt kümmern? — —

Wenn ſie mich aber nun doch kümmerte?!

Ich fand am klügſten, beſten, pflichtgetreueſten, mich alsbald in die Offizierswachſtube zu verfügen und mich wieder in die Schickſale Quentin Durwards und der jungen Gräfin von Croye zu vertiefen, um allen unnöthigen Ausſchweifungen meiner Gedanken zu begegnen. Ich ſchlug den Band auf, aber nur, um in den bereits geleſenen und in den noch nicht geleſenen Kapiteln möglichſt auf eine Andeutung zu ſtoßen, daß der junge Schotte vielleicht ſich ſchon in

der Heimath verlobt hatte, als er die ſanfte Iſabelle kennen lernte. Meine Bemühungen halfen mir jedoch nichts, denn von einer früheren Verlobten Quentin Durwards fand ſich keine Spur. Mir däuchte dies jetzt ein großer Mangel des Romans, der mir nicht mehr halb ſo intereſſant erſchien, als vorher, und der Gardelieutenant Quentin Durward war mir nunmehr nichts weiter, als jeder andere Gardelieutenant auch.

Träge verfloſſen die Stunden. Der Nachmittag war für mein unruhig klopfendes Herz eine Hölle von Langeweile und Pein. Wenn Hedwig mit ihrer Tante und ihrem Vetter Franz überhaupt heute noch zurückfuhr, geſchah es nicht vor Abend; der ſpäte Thorſchluß erlaubte ihnen heute ein ziemlich langes Verweilen in der Stadt. Und ſo ging ich in der Stube auf und ab, ging vor dem Wachlokal langſam hin und her, ließ mir im Weinhaus gegenüber eine Flaſche Käſtenbuſcher holen, um die Zeit zu ertränken, ſprach mit dem Unteroffizier und den Soldaten auf der Wache, ſchaute nach den Paſſagieren, die aus und eingingen, griff ſogar zu der Guitarre, die mit zwei ganzen Saiten an der Wand hing und als ich ſie berührte, einen Ton von ſich gab, der wie entferntes

Zahnweh klang. Endlich fiel mir ein, daß ich zwei Briefe von meiner Braut im Taſchenbuche bei mir hatte, die ich nun, mit dem beſten Willen nur an ſie zu denken, dreimal durchlas. Ich erinnerte mich dabei der ſüßen Brautküſſe, vergegenwärtigte mir ihre ganze ſtrahlende Erſcheinung. Aber hier ſchrieb ſie, ob Heinrich nicht auch in der Pfalz manchmal die ſchreckliche Geiſterballade ſinge, — und wer war nun Schuld, daß die holdſelige Geſtalt einer Andern wieder an meiner Seele vorüberſchwebte, als Eugenie ſelbſt? Warum mußte ſie mir auch die Stunde jener Adventnacht in's Gedächtniß zurückrufen, wo ich jenes melancholiſche Lied ſeit meinen Kinderjahren zum erſten Male vernommen?

Endlich, endlich kam der Abend heran, nachdem nur hie und da das Anſchlagen des Gewehrs oder der dumpfe Tritt einer Patrouille mich aus meinem Sinnen aufgeſchreckt, in das ich immer wieder verſank, da es von der Dämmerung in der Offiziers-wachſtube nur genährt worden war. Nun begann es auch außen zu dämmern, und die Beſucher des Maimarkts ſtrömten ſchaarenweis wieder aus den Thoren — heimwärts. Wagen um Wagen rollte jetzt durch die Thorhalle hinaus. Und ich ſtand bald ſelbſt

wieder außen in der Nähe des auf und abſchreitenden Poſtens. Dabei ſah ich mit ſchärferem Blick nach den aus der Stadt kommenden Kutſchen, als der Soldat nach der Annäherung einer Patrouille oder Runde.

Schon war es völlig dunkel geworden, und in einer halben Stunde ſollte das Thor geſchloſſen werden, das ſich in Landau Niemanden, ſelbſt dem Könige nicht mehr öffnet, ſobald die Brücke einmal aufgezogen. Jetzt kam in ſcharfem Trab eine Kutſche daher, als eben der Zapfenſtreich ſich zu rühren begann und die Trompeten ſchmetternd an den milden Himmel der Mainacht bebten.

„Ah, Herr Lieutenant!“ rief mir die wohlbekannte Stimme des gaſtlichen Franz zu, der mit flüchtigem Gruße die Roſſe vorüberleiten und eben in's Thor einlenken wollte.

Jedoch raſch war ich am Kutſchenſchlage, auf der Seite, wo Hedwig ſaß, die mir nun mit verſchämtem Lächeln die Hand gleich ihrer Tante reichte.

„So hab' ich doch noch das Glück, Sie zu ſehen“, ſagte ich mit wahrer Empfindung, die auch durch den Ton meiner Stimme klang. „Ich fürchtete ſchon, Sie

nicht mehr ſprechen zu können. Sie wollen doch nicht in der Nacht noch den weiten Weg machen?“

„Die Nacht iſt ſchön und mild — bis Bergzabern kommen wir noch jedenfalls!“ ſagten Hedwig und die Tante, jene mit leiſer, dieſe mit der kräftigen Stimme einer rüſtigen Matrone. Letztere fuhr dann fort: „Sie haben damals ja noch einer glücklichen Böhämmerjagd beigewohnt! O, wir haben noch oft an Sie und den heiteren Abend gedacht.“

„Darf ich das glauben?“ fragte ich, mehr zu Hedwig gewendet, der ich voll in das holde Angeſicht ſah.

Die Dunkelheit verdeckte ihr Erröthen, aber ich merkte an dem Klange ihrer Stimme, daß ſie bewegt war, als ſie ſagte:

„Wir dachten wirklich oft an Sie.“

„Aber, Herr Lieutenant“, fing die Tante jetzt wieder an, „gedenken Sie Ihres Verſprechens und ſehen Sie ſich unſer ſtilles Thal einmal im Frühlingsſchmucke und in der Pracht des Sommers an, damit Sie uns nicht etwa um unſern Aufenthalt bemitleiden. Es lebt ſich ganz gut in unſerer ländlichen Einſamkeit, nicht wahr, Hedwig.“

„O, es iſt ſo ſchön da!“ ſprach das junge Mädchen herzinnig.

„Gewiß, gewiß iſt es ſchön!“ fügte ich hinzu. „Ich kann es mir denken.“

„Nun, dann kommen Sie nur bald“, rief jetzt Franz vom Bocke herunter.

„Darf ich mir wirklich ſchmeicheln, willkommen zu ſein?“ fragte ich wieder, halb zu Hedwig gewendet und meine Frage eigentlich ganz an ſie gerichtet.

„Warum zweifeln Sie, Herr v. Waldenburg?“ fragte jetzt Hedwig zurück, und ſah mich mit ihren klaren Augen an, daß ich auch in der Dunkelheit ihren reinen Glanz zu erkennen vermochte.

Ich wollte antworten, als ſich eben ein feſter Tritt näherte, der in der Thorhalle hohl nachklang.

„Halt! Werda?“ rief der Poſten in die Halle hinein, daß es dumpf wiederhallte.

„Runde!“ dröhnte die Antwort heraus.

„Was für Runde?“

„Hauptrunde.“

„'Rrrraus!“

Ich konnte nur noch mit der Hand winken, riß den Säbel aus der Scheide und ſprang vor den

Poſten, wo ſich das Glied formirte, indem die Soldaten der Wache ihre Gewehre herunter hoben und ſich anſchloſſen. Ich ſah noch, da der Wagen wieder halten mußte, wie Hedwig mit Theilnahme auf den militäriſchen Act blickte, in dem ich eine ſo hervorragende Rolle ſpielen ſollte. Und nun rief ich laut die Commandoworte in die Thorhalle hinein:

„In's Gewehr! Richt't Euch! Schultert's Gewehr! Präſentirt's Gewehr! — Gefreiter vor mit dem Flügelmann rechts und links — marſch!“

Der Gefreite mit der Laterne trat vor, ich mit ihm und kam dadurch wieder ganz in die Nähe Hedwigs, die ſich des ungewohnten Schauſpiels freute und weit vorbeugte, wie ich mit Vergnügen bemerkte; denn ein Strahl des Laternenlichts fiel auf ihre lieblichen, in Spannung erregten Züge. Ich konnte nun etwas mehr auf ſie achten und ſah mit einer warmen Empfindung nach dem ſchönen, ſanften Kinde, das ſich jetzt des ſoldatiſchen Spiels freute, welches mir ſelbſt noch nie ſo poetiſch erſchienen war, als in dieſem Augenblicke. Indeſſen ertönte der rauhe, hohl nachklingende Ruf des Gefreiten:

„Halt! Werda?“

„Hauptrunde!“ dröhnte wieder die Stimme von

vorhin aus der Thorhalle, indem der Beſitzer derſelben näher getreten war.

„Wer macht die Runde?“

„Hauptmann Werner!“

„Parole?“

„Wendel — Würzburg!“ erklang deutlicher, als Nachmittag von meinen eignen Lippen.

„Herr Lieutenant, Runde iſt richtig.“

„Avancire, Runde!“ rief ich jetzt in die Halle hinein, und der Hauptmann der Runde trat an mich heran und ſprach etwas, wie „Wache in Ordnung“, was ſeine Zufriedenheit bezeugen konnte. Dann dröhnte ſeine Stimme wieder:

„Vorwärts — Marſch!“

Und dumpf hallten die Schritte der abziehenden Runde in die Thorhalle des Hauptwalls herein. Ich aber ließ raſch meine Leute die Gewehre abſetzen und eilte wieder an den Schlag der Kutſche, die wegen des Thorſchluſſes nunmehr Eile hatte. Nur noch dem jungen Mädchen konnte ich die Hand reichen, wobei ich zu ſehen glaubte, daß ſie mich freundlich anlächelte, — die Tante aber und Vetter Franz konnten mir nur noch ihr „Gute Nacht“ mit der Hand zuwinken; ein lautes: „Auf Wiederſehen!“ klang mir noch vom

Bocke zu, dann rollte die Kutſche durch das dunkle Thor hinaus in die ſchöne Mainacht.

Und bald legte ſich das mächtige Brückenthor zwiſchen mich und die, welche da draußen durch die ſchöne Landſchaft fuhren. Einſam lag ich wieder auf dem Lederſopha der Wachſtube beim Lampenlicht und blätterte in dem Buche, das mir von des jungen ſchottiſchen Abentheuerers Erlebniſſen in Frankreich berichtete, an deſſen Grenze ich die deutſche Bundesfeſtung hüthete. Deutſchland konnte ruhig ſchlafen. Ich wachte ja, während die Nacht vorſchritt. Ich hörte hie und da den gemeſſenen Schritt einer Patrouille, den Werdaruf des Poſtens und ſein gelaſſenes „Patrouille vorbei!“ Endlich wurde ich um Mitternacht hinausgerufen, um die Schaarwache zu examiniren, und ſchlief dann bei einer zweiten Auflage des Käſtenbuſchers recht ſelig ein, um wunderſchön zu träumen, bis mich das ſchreckliche „'Rrrraus!“ des Poſtens vor den Oberlieutenant rief, der die Tagrunde führte.

Wenige Tage ſpäter aber hatte ich mir, von der Freundlichkeit einiger dankbaren Kameraden unterſtützt, denen ich mich in Dienſtübernahmen gefällig gezeigt hatte, einen achttägigen Urlaub erwirkt und wanderte

ganz allein in leichter Sommerkleidung mit dem umgeſchnallten Ranzen und dem Eichenſtocke in der Hand durch das nämliche Thor hinaus, wo ich jüngſt das Verſprechen gegeben, in dem ſtillen Thal des Wasgau einzukehren, das ich bis jetzt nur unter der Schneedecke des Winters geſehen. Das Wetter war ſo ſchön und einladend, die Felder ſo grün, die Gärten voll Duft, die Bäume voll Vogelſang, der Himmel ſo blau, mein Herz ſo weit, und die Wasgauberge lagen ſo ahnungsvoll da drüben im goldenen Tageslichte: daß ich in Allem dem genügende Entſchuldigung für meine Unluſt in der engen Feſtung, für meine Reiſeluſt in der ſchönen Landſchaft fand. Ich wollte ja nicht gerade zum Beſuch nach dem Dörfchen am Fuße des Berwartſteins, ſondern überhaupt einmal dem alten Vogeſus etwas näher in's Antlitz ſchauen, ſeine mir noch unbekannten Felſengeheimniſſe belauſchen und die Wunder genauer betrachten, welche ich erſt von Weitem, unter dem Schleier der blauen Ferne geſchaut. Und ſo zog ich, ſo zog's mich dahin.

Drittes Kapitel.

In den Bergen.

„Es ist besonders schön und freundlich hier!" hatte Hedwig gesagt, als wir im vorigen Sommer von der Madenburg heimkehrend Klingenmünster mit der Burg Landeck vor uns liegen sahen. Ich erinnerte mich dessen, als ich an jenem Maientage wieder in die Gegend kam, die wirklich als eine der freundlichsten, welche ich je gesehen, vor meinen Augen lag. Von dem Flecken im blühenden Thalgrunde, der von Weinbergen, Feldhöhen und Kastanienhainen umkränzt ist, führte mich ein schöner Weg im Angesichte der Madenburg an der alten Kapelle vorüber, die im reinsten romanischen Styl sich wettergrau, als letzter Rest der Benedictinerabtei Dagoberts von Austrasien aus den Weinbergen erhebt, durch einen Kastanienhain an den Südhang eines schroff abfallenden Rebenbergs.

So wanderte ich durch die grünende Wingerte in gleicher Höhe mit der Ruine Landeck auf dieſe los, mich an dem maleriſchen Anblicke weidend, den die gebrochene Burg mit ihren zahlreichen Eckthürmchen und dem mächtigen Hauptthurme inmitten der freundlichen landſchaftlichen Pracht umher gewährt. Endlich umſchattete mich in der Bergecke ein Kaſtanienwald, der auf den ebenen Weg hereinhing, bis ich plötzlich vor der Ruine auf dem Bergvorſprunge ſtand und ihre gewaltigen Mauern über die Baumkronen ragten.

In dem Hohlwege, der an den Eichenhecken vorüber nach den Wäldern des Treitelsbergs führt, ſtanden jugendliche Waldgänger und lockten mit lautem Ruf das Echo aus den düſtern hohen Mauern, die zum offenen Eingange des Hauptthurms auf deſſen halber Höhe führen. Der Wiederhall antwortete ſo deutlich und ſchön, daß, als die Andern lachend weiter gezogen waren, auch ich das Naturſpiel verſuchte. Ich rief ein Wort gerade gegen den mächtigen Thurm hin. Und ſeltſam war ich überraſcht, als jetzt gleichſam aus dem Eingange zum Thurme, eine laute volltönende Stimme herüberrief:

„Hedwig! — Hedwig! — Hedwig!“

Faſt geſpenſterhaft klang es mich an, dieſer drei-

mal wiederholte Name, der, bei jeder Wiederholung ſchwächer ertönend, zuletzt in dem Thale unten zu verhallen ſchien, während noch immer durch die Trümmer ein Gewisper ging, als flüſterten ſich unſichtbare Geiſter den Namen zu und durchſuchten, „Hedwig“ lispelnd, die Ruine. Ich ſelbſt verſuchte jedoch das Echo nicht zum zweitenmal, ſondern ſtieg in die graſige Schlucht hinunter, die den Burgfels von dem Vorſprunge des Treitelsbergs abhebt. An den noch wohlerhaltenen Pfeilern der einſtigen Zugbrücke vorüber kletterte ich an epheuumranktem Fels und Gemäuer in die Umfaſſung der dreifach ummauerten Burg hinan. Kinder ſuchten in dem Geranke der äußern Umwallung nach Süßholz, während ich faſt ſchauernd durch das feſte Burgthor einer gewaltig dicken Mauer aus Kropfquadern in den Schloßhof trat. Denn mir war es, als müßte ich da der Erſcheinung begegnen, die mir den Namen dreifach entgegen gerufen. Aber es war ſtill und einſam da, nur ein Falkenpaar umflog mit durchdringendem Schrei den mächtigen Hauptthurm aus boſſirten Quadern, — nur ein Rothſchwänzchen ſaß wippend auf einer gebrochenen Mauerkante und ſah den Fremdling mit klugen Augen an.

Da ſtand ich nun am Rand des Schloßhofs und

ſah hinunter auf den ſchönen Flecken, der im concaven Halbkreiſe den ſaftigen Wieſengrund umſpannte, und ſah weiter hinaus rheinwärts in den reichbevölkerten Klingbachgrund, aus deſſen Grün zahlreiche Kirchthürme gleichſam nur eine einzige große Stadt zu verkünden ſchienen. Die Ausſicht reicht bei Weitem nicht an die von der nahen, hohen Madenburg, aber ſie iſt doch äußerſt lieblich und maleriſch, und die goldglänzenden Repsfelder der Ebene gaben ihr einen hohen Reiz, der durch die blauen Höhen des Elſaſſes und des Schwarzwaldes freundlich umfaßt wurde. An einem der weſtlichen Fenſter ſah ich in das einſame tiefe Wald- und Wieſenthal hinter Klingenmünſter, aus welchem das Klappern und Rauſchen der Mühlen ſchläfrig herauftönte. Die hohen Halden, grün von Föhren, Tannen und Buchen, öffnen weſtwärts einen engen Blick in die nahen Felſenthäler des Wasgau; nur der hohe kahle Felsberg des Lindenbole mit den Reſten des Lindelbrunner Schloſſes iſt ſichtbar und ragt wie die Arche Noas über die grünen Bergwälder, indem er den ganzen Hintergrund in einziger Weiſe ausfüllt. Mein Auge ruhte längere Zeit auf ihm; wußte ich doch, daß er das ſtille Thal beherrſchte, das meinem Auge verborgen hinter dieſen grünen

Bergen lag, und wohin es mich mit unſichtbaren Fäden zog.

Ohne einen andern Wegweiſer, als meine Karte und meinen innern Drang, ſtieg ich nun um den Kaſtanienberg, der Landeck trägt, herum zu Thal und überſchritt bei dem Mühlenwehr den Klingbach, um auf dem gegenüberliegenden Thalhang an den Steinbrüchen vorüber in den Bergforſt des Abtswaldes zu dringen, der ſich bis an den Wasgaupaß hinter Bergzabern ausdehnt. Das war der gerade und kürzeſte Weg nach dem Dörfchen am Fuße des Berwartſteins. Durch junge Föhren auf ſandigem Wege kam ich allmählig hinan auf die Berghöhe beim Abtskopf; Wald- und Bergeinſamkeit, Mühlenrauſchen aus der Tiefe, Vogelgeſang in tauſendfacher Abwechslung, manchmal ein Blick am hohen Treitelsberg vorüber auf die Felſen des Goſſersweilerer Thals, und jetzt einer links auf ein friedliches Dörfchen neben mir im grünen Keſſel, dann ein vorüberhuſchendes Reh, eine aufgeſchreckte Waldeule mit leiſe ſauſendem Flügelſchlage; das waren die Begegniſſe der einſamen Wanderung, und ſie ſtörten die ſtillen Träume des Spaziergängers nicht. Und weiter, weiter drang ich vor auf der Höhe des Bergwalds im graſigen Wege und

ſah rechts hinein auf die ſtillen Gebirgsdörfer, auf die Felſenthürme und Kämme des Thales von Goſſersweiler, die aus den Bergfeldern ſich in mannichfachen Formen und labyrinthiſcher Verſchiebung erheben. Dann ſauſten wieder die Wipfel der Edeltannen über mir und die weißen Stämme umringten mich gleich den Säulen eines Doms. Endlich aber gelangte ich durch ſchweigende Waldgründe am grotesken Rappenfels und an dem Hirſchberg vorüber bei der Lauterſchwan auf die Wasgauſtraße, die von Bergzabern in's Dahner Felſenthal führt. Da ſchaute ſchon die rieſige Felſenſtatue Napoleons I. aus der Ferne herein und bald reckte der Geyerſtein ſeinen ungeheuern Schnabel mächtig über die Wälder. Ich aber hörte ſchon die Sägemühle rauſchen, in deren Nähe links hinter der Bergecke das Dörfchen ſich an den Hügel des Bärbelſteins ſchmiegt.

Nun faßte mich aber auch mit einem Male eine Bangigkeit, der ich nicht Meiſter werden konnte. Mit heftigem Herzpochen trat ich um die letzte Ecke und von der Straße ab auf den Weg nach dem Dorfe, das nun in idylliſchem Reize im grünen Thalgrunde vor meinen Augen zu Füßen des Schloſſes Berwartſtein lag.

Die Pappeln des Erlenbachs ſauſten wie zum Willkommsgruße, und dennoch bebte ich auf dem Wege und wankten meine Kniee, als ſei ich mir eines Verbrechens bewußt, das ich begehen wollte. Ich ging immer langſamer — das Dörfchen lag ganz nahe vor mir, ſo daß ich ſchon einzelne Stimmen ſpielender Kinder aus dem Wieſengrün tönen hörte. Jetzt blieb ich ſtehen, — wäre es nicht beſſer umzukehren? fragte ich mich ſelbſt. Was wollte ich in dem friedlichen Hauſe, das mich ſo magiſch anzog, und bei deſſen Anblick mich doch ein Zittern und Bangen erfaßte? Was hatte ich, der Verlobte der ſchönen Eugenie, dorten zu ſuchen?

Ja, ich fühlte nur zu gut die innere Mahnung der Pflicht gegen meine ferne Braut und gegen das Haus, gegen die Familie, in die ich jetzt eintreten wollte, — vor Allem gegen das holde unſchuldige Weſen, dem ich zauberbefangen und zitternd nahte.

Mehrmals blieb ich ſtehen, und mehrmals war ich entſchloſſen zurückzukehren. Die Landleute, welche vorüber kamen, grüßten mich und dachten wohl, ich freue mich des maleriſchen Anblicks ihrer Heimath, ich könne mich an dieſem lieblichen Thälchen am Rande der Felſenwelt des Wasgau nicht ſatt ſehen. Sie konnten

nicht ahnen, was in meiner Seele, in meinem Herzen vorging, als ich in banger Unentſchloſſenheit bald den Fuß vorſetzte, bald ihn wieder zurückzog.

Aber — ſo beſchwichtigte ich meine innern Bedenklichkeiten und Gewiſſenszweifel — was konnte denn ein harmloſer Beſuch bei befreundeten gaſtlichen Perſonen die Pflichten des Verlobten alteriren? Blieb ich der Bräutigam Eugeniens nicht nach wie vor? Hielt ſie ſich in der lebensluſtigen Landeshauptſtadt wohl in einer Abgeſchloſſenheit, wie ich ſie mir jetzt ſelbſt aufzulegen thöricht genug dachte? Lag es nicht in meiner Gewalt, jeder meinem Herzen drohenden Gefahr zeitlich vorzubeugen? Was konnte mich hindern, Hedwig auf einige Stunden in Gegenwart ihrer Tante zu ſehen und zu ſprechen?

Man wird außerordentlich erfinderiſch im Aufſuchen von Gründen gegen die eigene Bedenklichkeit, wenn dieſe einem Herzensdrang Feſſel anlegen will, — man iſt ein Cicero an Eloquenz, wenn es gilt, uns ſelbſt zu überreden, daß, was wir gern möchten, völlig unverfänglich ſei. Und ſo beſchwichtigte ich meine Aengſtlichkeit und ſchritt weiter.

Aber ſchon am Friedhofe, als ich das Haus der Tante Hedwigs bereits ſehen konnte, hielt ich wieder

mit heftigem Herzklopfen und beſchloß, um mir die nöthige Unbefangenheit zu geben, nur auf einem Umwege hinzugelangen. Ein Pfad führte da an den Rand des Waldes am Grünberg, wo ich ungeſehen hinter den Obſtgärten am Hauſe vorüber kommen konnte. Jedoch, ich kam nicht vorüber, denn bald lauſchte ich einigen weiblichen Stimmen, die hell aus dem Blumengarten der Frau Räthin durch die Bäume des Obſtſtückes herauftönten. Das bannte meine Schritte ſogleich. Ich ſah auch durch die Obſtbäume hin den Schimmer von hellen Gewändern, und erkannte, daß ich, ohne bemerkt zu werden, ganz nahe an den eingehegten Blumengarten hintreten konnte, was ich auch alsbald that.

Theils von den Oekonomiegebäuden, theils von den Obſtbäumen verdeckt, konnte ich jetzt mit leichter Mühe den umhegten Garten überſehen, der ſich von dem Hauſe am Wege hinzog, in ſeiner Verlängerung terraſſenförmig in eine zweite ebenfalls umhegte Abtheilung abfiel und ſich mit einem Gartenhäuschen endigte. Ein reichblühender Birnbaum ſtand faſt in der Mitte der obern Abtheilung des Gartens, unter demſelben ein Tiſch, an welchem die Tante Hedwigs ſaß. Zu ihrer Seite auf einem Schemel ſaß ein

Mädchen mit dem Strickſtrumpfe und ſah manchmal faſt ſcheu nach der Matrone, die mit den Fingern auf dem Tiſche trommelnd über die Mauer des Gartens auf den Wieſengrund hinausſchaute. Auf dem Tiſche lagen herabgeſchneite Blüthen, und noch immer wehten ſie aus der Krone des Baumes, der den Tiſch nur leicht beſchattete. In dem Mädchen auf dem Schemel erkannte ich Amychen, das in jener Thomasnacht die Orakel ſo ſchwer aufgenommen, als ob ſie kein bloßes Spiel ſeien. Von Hedwig konnte ich keine Spur entdecken, während ich denen unterm Baume nahe genug ſtand, um jede lautere Rede zu vernehmen.

„Siehe doch, Amychen, was Hedwig nur macht,“ ſprach eben die tiefe Stimme der Matrone. „Sie hat ſich am Ende doch geirrt, denn wenn er es geweſen wäre, müßte er doch ſchon längſt in's Haus getreten und zu uns herausgekommen ſein.“

Amychen erhob ſich; in demſelben Augenblicke kam aus der andern Abtheilung des Gartens ein junges Mädchen haſtig die Stufen herauf. Mein Herz pochte heftig, das Blut ſtieg mir in's Geſicht, als ich das helle flatternde Gewand ſah, das die anmuthige Ge-

ſtalt umfloß, während ſie mit roſig angehauchten Wangen, ja erregten Zügen eilig daherſchwebte.

„Nun, Hedwig?“ fragte die Tante.

„Ich kann ihn nicht mehr ſehen. Er muß wieder umgekehrt ſein“, hörte ich jetzt die Stimme Hedwigs in leiſe klagendem Tone, der mir mein ganzes Weſen beben machte.

„Es war irgend Jemand Anders!“ meinte die Tante.

„Nein, nein, ich erkannte ihn von Weitem, wenn er auch nicht in Uniform war!“ rief ſie. „Es müßte ihm denn Jemand ſehr ähnlich ſehen. Er ſchien unentſchloſſen, ob er vorwärts gehen oder umkehren ſolle, und mit einem Male war er wie verſchwunden.“

Dabei hatte ſich Hedwig auf einen leeren Stuhl nieder geſetzt und hob den Arm, um eine losgeworbene Flechte, die um ihren zarten Hals baumelte, wieder anzuknüpfen. Mir ſchauerte in bangem Entzücken, als dabei der weite Aermel zurückfiel und ihr blüthenweißer Arm bis über das Gelenk ſichtbar ward. Zu gleicher Zeit brachte die alte Nane die Kaffeekannen in den Garten und ſtellte ſie auf den Tiſch, während Annchen die Taſſen zurecht ſtellte.

„Iſt ein fremder Herr am Hauſe vorüber?“ fragte die Frau Räthin.

„Nein, ich habe Niemand geſehen,“ antwortete die Nane. „Der Herr Vetter will ja erſt in den Hundstagen kommen und wäre ſicher auch nicht vorübergegangen, ohne ſich bei uns umzuſehen.

Die Alte ſprach dies mit einem ſo eigenthümlich grinſenden Blick nach Hedwig, daß es mich kalt berührte, die Tante Hedwigs aber meinte:

„Es iſt jetzt nicht von dem Vetter die Rede, Nane. Uebrigens, Hedwig, mußt Du Dich doch wohl geirrt haben. Der Herr Lieutenant hätte nicht gezaudert, einzukehren, es müßten ihn denn Gewiſſensſcrupel abhalten, die ich nicht vorausſetzen will und kann, da ich keinen Grund dafür einſehe.“

Das war gleichgültig hingeſagt, aber mich traf es doch wie ein ſtrafender Blitz, wie eine ſtrenge Mahnung. Hedwig und ihre Tante kannten meine Verlobung nicht, — ich hätte auch nicht den Muth gehabt, ſie darüber aufzuklären. Nimmermehr aber vermochte ich jetzt vor das Antlitz der Damen zu treten, — meine Befangenheit wäre eine unüberwindliche geweſen. Und mit raſchem Entſchluß, ohne noch einen Blick nach Hedwig zu werfen, da er mich wieder

ſchwankend machen konnte, kehrte ich um, trat in den Rand des Waldes ein, und gewann, am Abhang des Grünbergs hineilend, wieder die Straße.

Jetzt konnte ich nicht vor Hedwig hintreten. Ich war geradewegs von Landau hieher geeilt, hatte mich nicht weiter bei dem, was die Gebirgsnatur in ſo reichem Maße bot, aufgehalten, mich in dieſer wunderlichen Welt nicht umgeſehen. Und doch konnte ich erſt dann unbefangen in das Haus treten, wenn mich nach mehrtägiger Wanderung der Zufall, der Weg, oder überhaupt der Plan meiner Gebirgstour herführte.

Nicht die Straße nach Dahn verfolgte ich nunmehr, die mich raſch in die großartigſten und impoſanteſten Geſtaltungen der Wasgaufelſen geführt hätte; Dahn, ſeine Burgen, ſein Jungfernſprung, ſeine Felſenwunder ſollten die Schlußſteine bilden. Raſch wandte ich mich von der Straße den Bach hinan an der Sägemühle vorüber nach dem Wirthshauſe von Weidenthal, wo ich über gebackenen Eiern und einem Glaſe Bauernweins wieder meine volle Unbefangenheit gewann. Ueber das Bergfeld hin wollte ich gegen das Goſſersweilerer Thal vordringen, um von der Nähe zu ſchauen, was ich von der Madenburg aus im

Zauber der Abendröthe geſehen. Der groteske Buhlſtein ſah mir nach, am Rödelſtein kam ich vorüber, beide in meiner Karte als Ruinen verzeichnet, und doch nur nackter Fels. Dagegen erſcheint die Ruine Lindelburg dem Auge von unten als bloßer Fels. In den Burgtrümmern auf dem nackten Berge ſtand ich mitten in einer Welt, wie man ſie ſich kaum denken kann, geſchweige anderswo, als zwiſchen Queich und Lauter ſieht. Ich will ſie nicht ſchildern dieſe hundertfachen barocken Formen des Sandſteins, die ſich da aus den grünen Bergfeldern, über den zahlreich in den Schluchten verſteckten Dörfchen, aus den Wäldern in ungeheuern Thürmen, gezackten Kämmen und Grathen erheben. Sinnverwirrend wirkt der Anblick dieſer ausgewachſenen Felslandſchaft; und das Auge ſucht Ruhepunkte an den Bergen und Burgen am Rande der Ebene draußen, an den Mauern des Trifels, der Madenburg und der Ruine Landeck, — oder wie das meinige an dem ſtillen Thälchen des Erlenbachs — eine Idylle mitten in der romantiſchen Wildniß eines felſigen Wirrſals.

Faſt erſchöpft von Niegeſehenem ſtieg ich von der kahlen Höhe nördlich weiter über das angebaute Feld, an fabelhaft kühnen Felſenthürmen vorüber, die gleich

Rieſen auf mich einzuſtürzen drohten, zwiſchen mächtigen Felsgeſchieben hindurch, ſtets im Angeſichte des weiten Thals bis zu den Bergen von Klingenmünſter und Anweiler. Erſt über Goſſersweiler und das hoch an den Felſen gelegene Wernersberg kam ich Abends aus dem ungeheuerlichen Bereiche etwas hinaus. Die Abendſonne vergoldete die blühenden Obſtwälder der Gebirgsdörfer und warf ſeltſame Lichter auf die Steinwände, als ich die Wernerburger Höhe hinunter nach dem Städtchen Anweiler am Fuße des Trifels ſchritt. Ich ging zuletzt nach dem anſtrengenden Marſche in die Tiefe des Wasgaus und zurück ziemlich langſam zu Thal und kam bei einbrechender Nacht in das alte enge Städtchen, auf deſſen Straße ſich die Jugend des Bockſtalls umhertrieb. Im trefflichen Gaſthof „zum Trifels" ward mir Erquickung und Ruhe. Weder die blonde Beatrix Hartenſteins, noch ſonſt ein Bekannter von der Madenburg ſtörte dieſe. Mit aller Muße konnte ich darüber nachdenken, was mich zwiſchen den Bergen umhertrieb, und deutlicher ſagte mir's noch mein Träumen.

In der Frühe beim Waſchen fiel mir ſeltſamer Weiſe der Ring Eugeniens von dem Finger in das Becken. War es ein Omen, ſo erſchreckte mich das-

ſelbe nicht einmal. Ruhig hob ich den Ring aus dem Waſſer und ſteckte ihn — nicht an den Finger, ſondern umwickelt in die Taſche. Er hätte mir ja wieder vom Finger fallen können.

Dann wanderte ich fort auf der Heerſtraße die Quäich hinan durch das herrliche tiefe Thal, an dem Engpaſſe vorüber, wo ſechs Jahre ſpäter das Freiſchaarengefecht ſtatt hatte, bis zur Mündung des Wellbachs, der rechts aus den ungeheuern menſchenleeren Wäldern der Frankenweide hereinrauſcht. Von dort an ſtehen die Felſen couliſſenartig hinter einander am Rande des grünen Wieſenthals bis zu den ſeltſamen Sandſteinnadeln hinter der rothen Bergkirche von Willgartswieſen, hinter deſſen Häuſern der Fels der Falkenburg wild hereinhängt — ein prächtiges Bild. Ich machte in dem ſchön gelegenen, reichen Gebirgsdorfe Mittag. Dann wandte ich mich ſeitwärts am nackten Sandſtein vorüber in's Felſenthal von Hauenſtein. Von da jedoch, ſtatt an der Quaichquelle hin über die „Himmelspforte" in's Dahner Thal vorzudringen, verirrte ich mich in der Felsſchlucht der Backelſteinhalde, wo die Uhu's horſten, mußte nach Hauenſtein zurück und ſchlug mich am Soldatenkopf vorüber gegen den Höllenberg. Allüberall noch nie

geſehene Felſenformen, ſeltſam über die friedlichen Dörfer hereinhängend, von warnenden Kreuzen oder grünen Föhren gekrönt, die wie Helmbüſche droben wehen. Ganz befangen von dieſer neuen Welt irrte ich in den dörferreichen Schluchten hinter dem Goſſenweilerer Thal umher, ziellos; denn hier trifft man allerwärts auf Niegeſehenes, bis ich im Dimbacher Wirthshaus eine Stunde lang ruhte.

Ich ließ mir Tiſch und Stuhl in den Schatten des Hauſes ſtellen und dachte darüber nach, wohin mich noch meine Unruhe treiben werde und wohin ich mich für den Abend wenden ſollte. Durch das öſtliche Felſenthor wäre ich am „Eiſenmann" vorüber bald in Goſſersweiler geweſen, — aber dort war ich bereits am Tage vorher. Durch die Felſen von Lug konnte ich in anderthalb Stunden unten in Annweiler ſein, — aber von dorten kam ich heute. Durch das ſüdliche Felſenthor am „Horn" und „Häuſerſtein" vorüber wäre nächſtdem Lindenholn, Weidenthal, ja Erlenbach ſelbſt in fünf Viertelſtunden zu erreichen geweſen, — aber, war ich heute ſchon ruhig genug, um dem holden Mädchen ohne Beklommenheit in's Auge zu blicken? Alſo blieb mir nur noch der weſtliche Pfad, der am „Wachtfelſen" des „Hackenſteins"

vorbei mich in kürzeſter Zeit nach Schwanheim über den Berg brachte.

Finſteres Gewölk ſchob ſich ſchon über die Schwan-Felſen, als ich in Schwanheim vor ärmlicher Hütte nach dem Wege in's Dahner Thal fragte, wohin ich noch vor Einbruch der Nacht gelangen wollte. Der Tag war heiß geweſen, es konnte für die Nacht ein Gewitter kommen. Rüſtig ſchritt ich vom Dorfe weg den Bergpfad hinan, in die Wälder, die mir bald das ganze Felſenlabyrinth verdeckten. Ich verließ mich dabei mehr auf mein gutes Glück, als auf die erhaltene Beſchreibung des Wegs. Die Nacht brach ein, und ich hatte mich in den Bergwäldern gründlich verrannt, während Donner und Blitz mit fürchterlichem Krachen und entſetzlichem Regen mir ein Vorſpiel der Gewitternacht gewährten. In der nämlichen Richtung vorwärts durfte ich nicht, das ſagte mir mein Gedächtniß, da die Karte hier hinaus gegen die Kaltenbach menſchenleere Wildniß zeigte. Aber wie gelangte ich in das vor mir liegende Waldthal hinunter? Ich lenkte vom Pfad ab auf eine ſanft ſich abſenkende Wildbahn. Endlich ſchien dieſelbe wunderlicher Weiſe in der Luft zu enden. Mit dem Stocke vorſichtig taſtend, rutſchte mir dieſer plötzlich aus der

Hand, und erſt tief unter mir hörte ich dann denſelben durch Baumwipfel fallen.

Mir war klar genug, daß ich auf einer jener ſo romantiſch aus den Bergwäldern ragenden Felswände oder Stirnen ſtand, die ich von unten heute ſchon oft genug bewundert hatte. Ich war kaum der Gelegenheit entgangen, ihre Höhe durch einen Sturz in die Tiefe zu meſſen. Der Felſenabſturz war allerdings nicht ſo hoch, als jener bei der Zugſpitze in den Alpen, aber doch hoch genug, um zwölfmal den Hals zu brechen. Ich wich einige Schritte vom Abgrunde zurück und überlegte, ob ich wieder die lange Wildbahn hinanſteigen oder an der Seite des Berges zu Thal klettern ſolle; endlich entſchloß ich mich zu letzterem. Zu dieſem Behufe zog ich aus einem Holzſtoß einen ſtarken Buchenprügel, auf welchem ich rittlings hinunter zu gelangen dachte.

Der Regen hatte mittlerweile etwas nachgelaſſen, während gegen Südweſten ein zweites Gewitter tobte und drohend heranzog. Gerade über mir jedoch traten die Wolken etwas auseinander und der Mond glänzte mit einem Mal im hellſten Schein hervor. Die Schlucht lag erleuchtet vor mir, ich konnte raſch unten ſein. So nahte ich mich dem Bergrand.

„Halt!“ rief jetzt eine laute Stimme, daß es hell durch die Schlucht hallte.

Ich hielt ein und ſah mich erſtaunt nach dem Rufenden um. Die Stimme mußte von der entgegengeſetzten Bergwand gekommen ſein. Aber ſo ſehr ich meine Augen anſtrengte, ſo konnte ich doch in dem Gebüſche drüben keine menſchliche Geſtalt entdecken. Vielleicht hatte ich auch den Ruf einer Waldeule für die Stimme eines Menſchen genommen, — ja, ich war deſſen ſo gut als ſicher und machte Anſtalt zur raſchen Fahrt in die Tiefe.

„Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb iſt“, rief jetzt dieſelbe Stimme wieder, die ich als eine menſchliche nicht länger verkennen konnte.

Sie kam deutlich von der gegenüber liegenden buſchigen Wand der Schlucht, hatte dabei nicht den Klang einer Männerſtimme, ſondern den Ton eines ausgewachſenen Knaben. Dabei fiel mir ein, daß auch in dieſen Bergen ſtark gewildert werde, und ich konnte möglicherweiſe einem jungen Wildſchützen gegenüber ſtehen, der mich für einen Jäger hielt. Aus dieſer Vermuthung wurde ich jedoch geriſſen, als dieſelbe Stimme wieder ſich vernehmen ließ und zwar etwas weiter unten im Grunde der Schlucht:

„Wollt Ihr denn Hals und Bein brechen? Zurück, und wartet bis ich komme!“

Der Zuruf hatte also den menschenfreundlichen Zweck, mich von einem gefährlichen Unternehmen abzuhalten, was der Ritt auf dem Prügel in die Tiefe allerdings sein konnte. So trat ich denn vom Rande des Berges zurück, während der Mond wieder völlig hinter den Wolken verschwand. Ruhig wartete ich auf dem Platze bis auf Weiteres. Ich horchte geraume Zeit hinunter, ob ich nicht ein Geräusch im Gesträuch an der Bergwand höre. Ich konnte nichts vernehmen.

„Folget mir!“ sagte plötzlich die Stimme von vorhin so dicht an meiner Seite, daß ich leicht zusammenfuhr und mich nach der Person umwandte, die so geräuschlos und unbemerkt neben mich getreten war.

Ich war aber noch mehr erstaunt, als ich im Dunkel der Nacht nicht einen Mann oder einen Burschen vor mir stehen sah, sondern ein Weib von kräftiger hoher Gestalt, mit bloßem Haar und bloßen Füßen, auf welche ein langes weites Gewand niederfiel. So scharf ich auch nach ihren Zügen forschte, konnte ich doch nur einen schwachen Umriß ihres Gesichtes erkennen, der es aber voll und rund erscheinen

ließ, während manchmal ein irrlichtartiger Schein die Stelle ihrer Augen anzeigte.

„Nicht lange ſchauen, Herr! Treten Sie genau in meine Fußtapfen. Wir müſſen eilen. Da hinten blitzt und donnert es — das Gewitter wird bald da ſein! Für einen Augenblick die Hand!“

Damit ſchritt ſie mir voran, indem ſie genau an der Ecke der Felſenwand das Geſträuch zurückſchob und auf einem ſo verſteckten ſchmalen Pfade hinunter ſchritt. Natürlich folgte ich. Das Geheimnißvolle, ja Wunderbare der Erſcheinung des Weibes im Momente der Gefahr hatte einen eigenthümlichen Reiz in dieſer nächtlichen Wildniß, und daß ſie nichts Böſes im Sinne führte, konnte aus ihrer Mühe, mich von einer gefährlichen Fahrt in die unbekannte Tiefe abzuhalten, wohl geſchloſſen werden. So ging es raſch abwärts durch das Gebüſch um den Rand des Felſens. Endlich waren wir glücklich unten angelangt, wo die Schlucht ſich in ein Wieſenthälchen öffnete, über welches quer ein Pfad lief. Das unbekannte Weib ſchritt noch immer ſchweigſam vor mir her. Zurückblickend konnte ich in der Dunkelheit die Umriſſe des Felſens erkennen, von welchen wir herunter gekommen waren. Das Weib ſchien es bemerkt zu

haben, denn ſie ſprach jetzt mit ihrer volltönenden Stimme:

„Hoch genug für ein Grab an ſeinem Fuße. Aber Herr, nach Dahn können Sie nicht mehr, wenn Sie nicht gerade unter das furchtbare Wetter kommen wollen. Sehen Sie nur, wie es da hinten leuchtet!“

In der That ſchien ein gewaltiges Gewitter über den Berghöhen nach dieſer Richtung zu ſtehen und manchmal ließ ein funkelnder Blitz die phantaſtiſchen Felſen grell hervortreten, um ſie dann wieder in die tiefſte Nacht verſinken zu laſſen. Dazu grollte der Donner ſchauerlich in den Waldſchluchten.

„Aber wohin ſoll ich mich wenden“, ſagte ich jetzt. „Im Walde kann ich in einer ſolchen Nacht wohl kaum Unterkunft ſuchen.“

„Das ſollen Sie auch nicht, — Sie ſind auch kaum daran gewöhnt, eine Gewitternacht im Walde zuzubringen,“ ſagte ſie, indem ſie raſch vor mir herſchritt, einen buſchigen Hang hinan und dann an deſſen Seite hin, bis ein hoher Föhrenwald über unſern Häuptern rauſchte. Der Strahl des fernen Blitzes warf manchmal grellen Schein in den Forſt herein, daß die mächtigen Stämme jäh hervortraten und wieder verſchwanden, während ich dem unbekannten Weibe

nachſchritt. Der Weg war in der Dunkelheit nicht unbeſchwerlich; die knorrigen Baumwurzeln, die über ihn liefen, machten mich oft ſtraucheln, indeß die Unbekannte ſorglos darüber hineilte.

Da ſie vor mir herging, hatte ich noch immer ihr Geſicht nicht geſehen, aber ich glaubte bei dem flüchtigen Schein des Blitzes zu bemerken, daß ihr üppiges Haar, das in loſen Flechten um ihren Hinterkopf hing, von der mattſchwarzen Farbe war, die das Gefieder des Raben auszeichnet. Ihr rüſtiger Gang, die Sicherheit, mit welcher ihr bloßer Fuß auftrat, legten allerdings Zeugniß dafür ein, daß dem Weibe ſolche nächtliche Gänge im Walde keine ungewohnte Sache waren. Und doch konnte ſie keine Gebirgsbäuerin, keine Köhlersfrau ſein, — dem widerſprach ihre ganze Haltung und der Schnitt ihres Kleides. Während ſie nun mit einer Behändigkeit vor mir herſchritt, der ich kaum zu folgen vermochte, fragte ich endlich:

„Aber wohin führt man mich denn?“

„Man? Wer iſt man?“ erwiderte ſie. „Sagen Sie immerhin Du, Herr, das bin ich gewöhnt. Wären Sie geſtern geblieben, wo Sie waren, hätten Sie

heute in finſterer Nacht nicht nöthig, nach der Herberge zu fragen.“

Erſtaunt horchte ich auf. War es nur Zufall, daß ihr die Anſpielung in den Mund kam, oder wußte ſie um meine geſtrige Umkehr vor dem Hauſe zu Erlenbach? bevor ich jedoch mich auf eine Frage in dieſer Richtung beſinnen konnte, ſprach ſie weiter:

„Sie ſollten Ihrem Glücke nicht ausweichen, Herr! Ich habe nicht in Ihre Hand geſehen, aber ich habe ſie vorhin gefühlt, da ſie den Tritt vom Felſen thaten, und könnte Ihnen ſagen, wer ſie am Altare drücken wird.“

„Aha!“ ſagte ich halb für mich. „Ein Heidenweib.“

„Sie ſcheinen es deshalb mißachten zu dürfen, was ich Ihnen ſage,“ fing das Weib vor mir wieder an. „Meinetwegen, Aber, Herr, warum heißen Sie mich Heidin?“

„Biſt Du keine Zigeunerin?“

„Ja.“

„Nun gut, man nennt euch doch hier zu Lande allgemein Heiden.“

„Dennoch mit Unrecht, — wir ſind getauft!“ —

„Ah ſo!“ ſagte ich und mußte innerlich lächeln, da ich mich erinnerte, gehört und geleſen zu haben, daß Zigeuner ihre Kinder überall und wiederholt tau-

ſen ließen, wo ſie hoffen durften ein Taufgeſchenk zu erhalten. Zugleich war mir die Gewißheit, daß meine Führerin eine Zigeunerin war, in der düſtern Nacht kein beſonders angenehmer Gedanke, eben ſo wenig als die Ausſicht, in ein Zigeunerlager geführt zu werden eine beſonders tröſtliche. Nochmals alſo fragte ich:

„Und wohin führſt Du mich?“

„Seien Sie ohne Sorge,“ antwortete die Zigeunerin, die in meinen Gedanken geleſen zu haben ſchien. „Unſere Leute haben keinen Platz für ſo feine Herren, wie Sie, Herr Offizier.“

Ueberraſcht hörte ich, daß ſie meinen Stand erkannt hatte. Aber mir ward Alles klar, als ſie hinzufügte:

„Wir ſind für ſolchen Beſuch nicht vorbereitet, und Sie ſagten uns damals zu Ilbesheim nichts davon, daß ſie uns zwiſchen den Schwanheimer Felſen heimſuchen würden.“

Wo waren denn meine Sinne geweſen, daß ich nicht auch in der Waldnacht meine Führerin wieder erkannt hatte! An Stimme und Geſtalt ſtand deutlich das junge, ſchöne Heidenweib vor mir, das damals mit der orakelnden Alten in die Wirthsſtube getreten

war. Ihre ſtolze Haltung, ihr rundes ernſtes Geſicht, die elaſtiſche Ueppigkeit ihrer Formen — Alles war mir plötzlich vergegenwärtigt. Für einen königlich bayeriſchen Lieutenant, der viel in Zigeunerromantik und für Preciosa geſchwärmt, hatte es einen ſtarken Reiz in der Waldwildniß des Wasgau bei ſchwüler Gewitternacht eine junge Zigeunerin zur Führerin zu haben. Raſch vorwärts eilend war ich alsbald an ihrer Seite.

„Ei, ei!“ rief ich „hätte ich nur geahnt, eine ſo ſchöne Führerin zu haben.“

Dabei war mein Arm, natürlich nur aus Zufall, in eine ſanfte Berührung mit ihrer Hüfte gekommen, die durch das leichte Gewand fühlbar war. Alsbald fühlte ich jedoch mein Handgelenk von einer kräftigen Fauſt umſchloſſen, die offenbar weiteren Zufällen ſteuern wollte.

„Meinen Sie,“ ſagte dabei die Zigeunerin, „weil ich Hedwig heiße?“

„Hedwig!“ rief ich zurückprallend.

Sie hätte, um ſich zu ſchützen, kein wirkſameres Wort ſprechen können.

„Ja! wie ſie!“ fuhr die braune Schöne fort.

„Aber ſehen Sie, es tropft ſchon, wir müſſen eilen, da hinunter zu kommen.“

Und behend, wie eine Gemſe, eilte ſie jetzt vor mir die Waldhöhe hinunter einem Thale zu, aus dem zwei Lichter glänzten und hie und da durch das Windgebrauſe in den Föhren ein dumpfes Rauſchen und Klappern ſchallte, wie von einer Mühle. Ein greller Blitz, der jetzt aus dem ſchwarzen Gewölk über das Thal hinzuckte, ließ auch unter gewaltigen Felſen im Grunde die Gebäude und das Waſſerwerk einer maleriſchen Waldmühle für einen Augenblick deutlich erkennen. Dann aber deuteten nur wieder die beiden Lichter in der Finſterniß an, wo die Mühle lag, während das Krachen des Donners mächtig durch das waldige Felſenthal hallte.

Das Geheul eines Kettenhundes kündigte jetzt an, daß wir der Mühle näher kamen, indeß ich mit der Zigeunerin kaum gleichen Schritt zu halten vermochte. Endlich, als wir über die Wieſe gekommen waren, klapperte und rauſchte die Mühle dicht vor uns, zugleich rauſchte aber auch der Gewitterregen auf uns nieder. Meine Führerin blieb plötzlich ſtehen.

„Er iſt noch da!“ fing ſie an. „Ich darf Sie nicht weiter begleiten. Gehen Sie in die Mühle und

fragen Sie, ob Niemand von Erlenbach da ist. Gute Nacht, Herr!“

„Halt!“ sprach ich jetzt. „Du wirst doch nicht in dem entsetzlichen Regen zurück wollen?“

„Ich wußte, daß ich nicht trocken bleiben würde, als ich Ihnen von Schwanheim weg nachging,“ sagte sie, indem sie das Gewand etwas hob, um über die Wiesen zurückzukehren. „Ich hatte Sie erkannt, als Sie im Nachbarhause nach dem Wege fragten, den Sie allein nicht finden konnten. Also adieu! Und sagen Sie Niemanden ohne Noth, wer Sie hierher gebracht hat. Adieu!“

„So bleibe doch!“ rief ich heftig in die Dunkelheit hinein, in der sie schon verschwunden war. Es war mir nicht denkbar, daß sie allein in der fürchterlichen Gewitternacht im Walde verweilen und ohne Zeichen meiner Dankbarkeit von mir scheiden solle. Aber ich konnte nicht das Mindeste mehr von dem armen Weibe entdecken. Sie war verschwunden, als hätte sie die Nacht verschlungen.

Im Hofe der Mühle, vor der ich stand, bellte jetzt der Kettenhund wüthend, während der Regen auf mich niederfloß. Die Unmöglichkeit, meine Führerin zurückrufen zu können, sah ich nachgerade ein und

wandte mich ſomit an die Hausthüre. In demſelben Augenblicke öffnete ſie ſich und eine Männerſtimme fragte in die Nacht hinaus:

„Iſt Jemand da? Wer iſt da?“

„Ein Verirrter,“ ſprach ich.

„Wie? Woher kommt man denn?“

„Von Annweiler und Schwanheim,“ antwortete ich, indem ich unter die Dachtraufe trat, um mich vor dem Regen zu ſchützen.

„Aber wohin will man denn?“ fragte der Mann weiter.

„Ich wollte nach Dahn!“

„Das iſt freilich noch weit bei dem Wetter.“

Und damit ſchien der Mann wieder zurück in's Haus zu wollen.

„Aber kann ich da kein Obdach finden?“ rief ich jetzt. „Iſt Niemand von Erlenbach da?“

„Von Erlenbach? Allerdings. Nur herein jetzt in's Trockene.“

Ich ſtand nicht an, alsbald der Einladung zu folgen, während der Mann in's Haus hinein nach Licht rief. Eine Magd erſchien mit einer Lampe, welche ihren Schein auf meine naſſen Kleider und die weiße Jacke des Müllers warf, der neben mir ſtand. Ehe

noch weitere Reden gewechſelt werden konnten, trat aus der Tiefe des Ganges, puſtend und ſeine Aermel abſtäubend, ein anderer Mann.

„Jetzt wäre ich fertig, und nun muß das Wetter losbrechen,“ ſagte derſelbe, mit einer Stimme, die mir bekannt ſchien.

„Da iſt Jemand,“ fing der Müller wieder an, „der nachfragt, ob kein Erlenbacher da ſei.“

Die Geſtalt des Mannes trat näher. Es war Franz Stamm, Hedwigs Vetter, der natürlich ebenſo erfreut, als erſtaunt war, mich hier in der Bärenbrunner Mühle zwiſchen den Felſen von Schindhardt in der Einſamkeit des Gebirgs und unter den Schauern einer Gewitternacht zu finden. Er hatte mir bald erklärt, daß er Rückſichten halber auch manchmal auf der Bärenbrunner Mühle mahlen laſſe, heute mit Getreide in dieſe Wildniß gefahren und nun fertig ſei, ſo daß nur das Gewitter die Heimfahrt verzögere. In der Wohnſtube konnte ich nun meine Kleider trocknen, bis das Gewitter ausgetobt hatte. Dann ſträubte ich mich nicht, mit Franz heimzufahren. Hatte mich doch gleichſam das Schickſal ihm unverſehens in die Hände geführt, — das Schickſal in Geſtalt einer Zigeunerin.

Kaum hatte ſich das Gewitter hinter die Felſen und Wälder verzogen, als ich auch ſchon neben Franz auf einem Charabanc ſaß, in deſſen Wagenkorb die Mehlſäcke lagen. Das Mondlicht trat hie und da aus dem nacheilenden Gewölk hervor und beſchien die abentheuerlichen Formen der Felſenriffe des Kahlenbergs, des Pferchfelds und Löffelbergs, durch deren Felſenfenſter und Löcher der nächtliche Himmel auf Thal und Wald ſchaute, während uns das Pferd auf ſandigem Wege aus dieſen gewaltigen Steingerippen des Gebirgs hinaus auf die Straße bei Buſenberg zog, wo der gigantiſche Drachenfels, der Heidenfels und Buhlſtein uns begleiteten, bis wir in das freundliche Thälchen von Erlenbach einlenkten.

Wie muthete mich jetzt deſſen ſanfter Character heimiſch an, nachdem ich ſo lange zwiſchen ungeheuerlichen Gebirgserſcheinungen umher geirrt! Das Mondlicht glänzte auf dem Wieſengrund in tauſend Tropfen, die Umriſſe des Bärbelſteins traten maleriſch hinter dem Dörfchen hervor, und wieder hämmerte es in meiner Bruſt, als wir den kurzen Weg von der Straße nach dem elterlichen Hauſe meines Freundes zurücklegten.

Man war noch wach innen, als wir langſam um

die Ecke in den Hof fuhren. Klavieraccorde als Begleitung zu einem Duett tönten durch das Fenster und zwei liebliche Stimmen ſangen mit tiefem Gefühl:

„Hoffnung flüſtert
Mir ſtill im Herzen:
Einſt wird jeder Wunſch erhört!
Doch ich fühl' es,
Fühl' es mit Schmerzen:
Wer ihr traut, der iſt bethört!"

Jetzt aber, bei dem Geräuſch des Wagens kamen die Sängerinnen mit Licht heraus in den Hausflur. Die Schläge meines Herzens verdoppelten ſich, als ich vortrat. Denn ich ſtand vor Amychen — und vor Hedwig, die in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit auf die Treppe getreten war. Hedwigs freudiger Ausruf bei meinem Anblicke, ihr holdes Erröthen ob der Ueberraſchung, gab mir die glückliche Ueberzeugung, daß ich im Hauſe willkommen war.

Viertes Kapitel.

In Wies und Wald.

Im wunderschönen Monat Mai, von dem die Dichter unaufhörlich singen, ohne daß das Lied von ihm je ausgesungen werden kann, an einem Morgen im Mai wachte ich auf in dem friedlichen Hause, das mir Abends vorher wieder seine gastlichen Thore geöffnet hatte. Mein Zimmer hatte zwei Fenster, eines gegen die Straße und gegen die Dorfwiesen hin und eines in den Garten. Ich öffnete die Fenster, frischer duftiger Maienhauch drang herein. Ich sah hinaus und jauchzte fast auf vor Freude. Vor mir lag das Wiesenthal des Erlenbachs, die Häuschen des Dorfes wie in Blüthen gebettet, denn alle, alle Bäume standen in weißem Flor, der nur den Weiden und Pappeln am Bach und bei der Mühle fehlte, die gerade vor meinen Augen lustig drauflos klapperte. Wo ich nur

in der Nähe hinſah, glänzte Alles in den ſchönſten Farben des Frühlings, während von Norden und Weſten her die gigantiſchen Felſen des Buhlſteins, Rödelſteins, der Heidenfels und die in den Sandſtein geſchrotete Burg Drachenfels gleich Ungeheuern der Vorzeit in den Frieden des Thals blickten. Das nächtliche Gewitter war wie ein Reinigungsbad über die reizende Frühlingslandſchaft hingegangen, und die Sonne glänzte jetzt in Millionen Perlen, die über Wieſen und Bäume ausgeſtreut waren. Wie Schnee lag es auf dem Schlehdornzaun des Mühlgartens unten am Wege, wo Kinder Schlüſſelblumen pflückten, während der Rhein weiterhin von Maßliebchen überſäet war, — und auf den Wieſen nah und fern leuchteten wie Goldklumpen im höchſten Farbenglanz die Schmalzblumen, als ob ſich die Sonnenſtrahlen in den grünen Grund eingewoben hätten.

Am Bache hin hoben ſich blendend weiße Linnenſtreifen von dem Sammt der Wieſen ab. Die kräftige Käthe ging dort auf und ab, laut ſingend, als wollte ſie damit den Müllerburſchen herauslocken, den ihr das Orakel der St. Thomasnacht als künftigen Mann verkündet hatte. Bald bückte ſie ſich nieder, um das Linnen zu glätten, bald lief ſie mit der Gießkanne

auf und ab und ſang immer wieder mit überlauter Stimme, als ob ſie's all' den Finken und Grasmücken in den Bäumen und Hecken zuvorthun wollte:

„Jetzunder fängt das Frühjahr an,
Ich geh' durch Wies und Wald,
Da ſteig' ich auf den Weidenbaum
Und fall' in's grüne Gras.

„Käth'!" rief es jetzt unten aus dem Hauſe hinüber, und ich erkannte die alte Nane an der Stimme. „Kommſt Du denn nicht weiter! Wann bringſt Du denn den Klee heim für die Milchkühe? Mach voran, Du Faule!"

„Ja! gleich!" ſchrie die Käthe herüber, ſo laut, daß man's ſelbſt in der klappernden Mühle hören konnte. Aber der Mühlburſche ließ ſich dennoch nicht herauslocken, wenn auch die Käthe noch einmal die Gießkanne im Bache füllte, indem ſie ſang:

„Ach, wenn es nur mein Schätzel wüßt',
Daß ich gefallen wär',
Da thät er gleich ein' weiten Sprung,
Bis daß er bei mir wär'."

Jetzt kicherten helle Stimmen hinter der Gartenmauer, ich konnte nur einen Streifen eines lichten Gewandes ſehen. Raſch war ich am Fenſter, das

nach dem Garten ging und ſah, daß Annychen und Hedwig über die Gartenmauer nach der ſingenden Magd hinüber ſchauten und wohl ihre Luſt an deren Gebahren hatten. Blau und weißblühender Flieder legte ſich als duftiger Vorhang vor das Fenſter, ſo daß ich von den Mädchen nicht geſehen ward, während ich ihnen zuſchaute, wie ſie einander auf die Käthe aufmerkſam machten, welche noch immer nicht aus der Nähe der Mühle kommen konnte und alſo fortſang:

„Das Gäßle, das ich 'gangen bin,
Das Gäßle geh' ich noch,
Das Schätzel in der Mühle drinn',
Das Schätzel hab' ich noch."

„Käth'!" rief jetzt das Annychen hinüber.

„Was?" tönte ſchallend herüber.

„Gieb' Dir keine Müh', er iſt nicht daheim, iſt vorhin am Bach hinunter in's Dorf."

Eine kleine Weile dauerte es, dann ſah man die Käthe mit dem Grastuche unter'm Arm und die Sichel in der Hand den Wieſenpfad hinan gegen die Kleeäcker gehen, wobei ſie ſang:

„Jetzt iſt er 'gangen wanderen,
Ich wünſch' ihm Löcher in d' Schuh, —
Jetzt hab' ich wieder ein' Anderen,
's iſt auch ein braver Bu'."

Die Mädchen unten an der Mauer lachten herzlich, und mir klang dieſes Lachen an die Seele, wie der Sang der Amſel drüben in den Erlen, wie das Lied des Buchfinks, der dort auf dem höchſten Aſt des blühenden Birnbaums ſaß im rothen Hochzeitskleide und ſeinen Jubel aus voller Bruſt herüber ſchmetterte. Jetzt wandten ſich die beiden Mädchen wieder in die Mitte des Gartens zurück, indem ſie um den Tiſch unter dem Birnbaume Stühle und Fußſchemel ordneten, da der Boden noch etwas feucht war. Hedwig verlor ſich bald hinter den Roſenſtöcken und den Syringenbüſchen, auch Hedwig bückte ſich nach den würzig duftenden Gelbveigeln und Levkojen. Manchmal riefen ſich die Mädchen etwas zu, hierauf ſangen auch ſie, erſt die eine, dann die andere:

„Wo iſt denn das Mädchen, das mich ſo lieb hat?
Es iſt draußen im Garten, bricht Röſelein ab.

Komm' zu mir in Garten, komm' zu mir in Klee,
Und klag' mir Dein' Jammer, und klag' mir Dein Weh.

Was ſoll ich Dir klagen, herztauſiger Schatz?
Wir beide müſſen ſcheiden und haben kein' Platz.“

Eigenthümlich, wehmüthig, faſt ſchmerzlich berührt von dem kunſtloſen Volksliede lehnte ich jetzt am

Fenſter, während Hedwig einige Zeit meinen Blicken durch Gebüſch verhüllt war. Ich hörte nur ihre Stimme, da ſie leiſe vor ſich hinſummte, was Amychen lauter ſang. Plötzlich aber trat ihre Geſtalt mir gerade gegenüber und zwar ſo, daß ihr Antlitz zu mir empor gerichtet war. Raſch verbeugte ich mich, was ſie lächelnd erwiederte.

„Fürchten Sie nicht, Fräulein Hedwig", fragte ich, mich über das Geſims beugend, „ſo frühe im Garten nach der Gewitternacht ſich erkälten zu können?"

„Ach, es iſt ja ein wunderſchöner, ſonniger Morgen", erwiederte ſie. „Wir auf dem Lande ſind nicht ſo verzärtelt und wagen uns ſchon heraus."

„Faſt klingt das wie ein Vorwurf, dem ich mich nicht ausſetzen möchte", ſagte ich in heiterm Tone. „Haben Sie nichts gegen mein Kommen, ſo würde ich bald an Ihrer Seite ſein."

„Sie ſollen willkommen ſein", ſprach ſie unbefangen, ſetzte aber gleich hinzu: „denn das Frühſtück wartet auf Sie!"

„Ah ſo, da bitte ich um Entſchuldigung", rief ich noch und eilte dann an die Treppe, die hinunter in den Hausflur führte. An dem Wohngemach vorüber-

kommend, machte ich noch der Frau Räthin mein Compliment. Die Thüre stand offen, das freundliche, tapezirte Gemach war mit feinem weißen Sande bestreut, große Büsche von Syringen und Goldlack in schönen Vasen auf Tisch und Pult verbreiteten einen herrlichen Wohlgeruch. Die Matrone saß am Pulte vor einer Menge Papiere. Als sie mich bemerkte, nahm sie die Brille ab und kam mir entgegen.

Nach den gewöhnlichen Fragen, ob ich wohl geschlafen, ob mir die verflossene Wetternacht nicht geschadet und so weiter, entschuldigte sie sich, daß sie den Kaffee schon früher getrunken, also dem Frühstücke unter dem Birnbaume draußen nicht beiwohnen könne; der leidige Prozeß mit dem Staate, den ihr der selige Rath wegen der Waldenburg'schen Wälder hinterlassen, verdamme sie dazu, viel in alten Papieren kramen zu müssen. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der verstorbene Gemahl der Matrone während der Revolution bei dem letzten Herrn v. Waldenburg auf Berwartstein Gerichtsrath gewesen und von diesem die großen Wälder in der Gegend erworben habe, deren rechtlicher Besitz nun durch den Staat bestritten werde, was zu einem langjährigen Prozesse geführt habe. Die alte Dame erklärte mir, daß ihr mein

Familienname aufgefallen ſei, und wenn ich auch kein Verwandter der ausgeſtorbenen Freiherrn ſein könne, habe ſie doch des Namens wegen ſogleich Theilnahme für mich empfunden, als ſie durch ihren Sohn Franz, — der den Geſchäften auf den Feldern nachgehe und alſo mir auch keine Geſellſchaft für den Morgen leiſten könne, — von mir gehört hatte. Ich empfand großen Dank für ihr freundliches Intereſſe an meiner Perſon und bat, ſich durch meine Anweſenheit nur nicht ſtören zu laſſen. Und als ſie nun hinzuſetzte: „Sie müſſen ſich ſchon für einige Stunden mit den Mädchen unterhalten, — Hedwig und ihre Freundin, Schulmeiſters Amychen, warten Ihrer im Garten!“ da war ich auch ſchon bereit, dahin zu eilen, wo ich die Mädchen finden ſollte. Und raſch war ich bei denſelben.

Unter dem blühenden Birnbaum, von dem der rothbrüſtige Fink ſein hohes Lied in den Morgen hineinjubelte, ward nun zu Dreien ein Mahl gehalten, wie ich es bis dahin noch nie genoſſen hatte. Ob der Kaffee ſo ausgezeichnet, die Butter ſo vortrefflich, der Honig ſo ungemein ſüß war, daß ich an der Tafel der Götter zu ſitzen meinte! O, es hätte Alles ſehr mittelmäßig ſein können, und es wäre mir doch Nectar und Ambroſia geweſen, da es von dem feinen,

weißen Händchen gereicht wurde und da ihr tiefblaues, von langen Wimpern verſchleiertes Auge weihend über dem Tiſche weilte. Der Biene, die dorten in dem Kelche der Lilie ſchwelgte, konnte es nicht wohliger zu Muthe ſein, als mir. Die ganze Welt war vergeſſen, — für mich war der Tiſch, an welchem wir ſaßen, der Garten, der uns umblühte, das friedliche Thälchen am Fuße des Berwartſteins die ſchönſte, reichſte Welt. Die reine innere Luſt, welche mich erfüllte, ward zur äußeren Heiterkeit, die ſelbſt Amychens Befangenheit verſcheuchte, ſo daß wir bald wie drei Kinder in harmloſer Freude lachten und ſcherzten.

Manchmal öffnete die alte Nane das Küchenfenſter und rief irgend etwas heraus, worauf bald Hedwig, bald Amychen ſprang, um eine Taſſe in Empfang zu nehmen oder ein Rahmtöpfchen zuzutragen. Sonſt ſtörte uns nichts, nicht einmal eine in mir auftauchende Erinnerung oder ein böſer Gedanke.

Keines von uns hatte Luſt, das Frühſtück beſonders zu beſchleunigen. Endlich aber ſprang Hedwig auf, einem prächtigen Trauermantel nach, der graziös und mit leichtem Eulenflug um die Blumenbeete ſchwebte. Als ob der Schmetterling wiſſe, daß er nicht gefangen, ſondern nur betrachtet werden ſolle, wiegte er ſich

kokett auf den Blumenkelchen und that dem schönen Mädchen öfter den Gefallen, länger still zu sitzen, um in seiner Farbenpracht bewundert zu werden. Jetzt weilte er wieder auf einer hochrothen Tulpe. Hedwig winkte leise, und ich schlich mich an ihre Seite.

„Soll ich Ihnen den schmucken Burschen fangen?“ fragte ich flüsternd, um ihn nicht zu verscheuchen.

„Ach nein!“ wisperte sie, und ihr weißes Händchen legte sich für einen Augenblick auf meinen Arm, als ob sie diesen zurückhalten wolle. „Lassen Sie ihn doch sich seines kurzen Lebens freuen.“

Nur um ihr Händchen noch länger auf meinen Arm zu bannen, that ich, als wolle ich dem koketten Insekt dennoch an die Freiheit.

„Nein! nein! berühren Sie ihn nicht!“ bat sie jetzt flehentlicher. „Sie streifen ihm den Farbenduft ab. Wie können Sie dem armen Thierchen seine Freiheit mißgönnen? Ach, Ihre Grausamkeit verräth Ihren Stand!“

„Nun, Ihre Fürbitte rettet ihn!“ sagte ich ablassend. „Aber sehen Sie da die Kohlmeise, wie sie gierig vom Ast blickt. Geben Sie Acht, Ihr Schützling hat an dem Vogel da einen grimmigeren Feind als mich!“

Aengſtlich blickte Hedwig auf, der gelbgrüne Vogel rückte lüſtern näher, und als der Schmetterling aufflog, ſtürzte ſich die Kohlmeiſe flatternd auf ihn los. Hedwig ſprang jedoch mit ihrem Tuche dazwiſchen und ſcheuchte den geflügelten Wegelagerer mit aufgeregter Miene und lebhaften Bewegungen zurück. Der Schmetterling war für den Augenblick gerettet und ſchwebte nun über die Gartenmauer; aber der lüſterne Vogel folgte ihm vorſichtig, und Hedwig machte ſelbſt die Bemerkung, daß ſie ihn ſeinem Schickſal überlaſſen müſſe, was ſie faſt traurig machte. Erſt meine Bewunderung der blühenden Anemonen, der Narziſſen und Tulpen, der dreifarbigen Stiefmütterchen und anderer Pfleglinge ihrer Hand beruhigte ſie wieder, indem ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Lieblingsblumen gerichtet wurde, die ſie mir nun zeigte. Dann führte ſie mich zu ihren Roſen, die erſt in ſchwachen Knospen ſtanden.

„Ach, das wird Ihnen gefallen, wenn einmal alle meine Roſen blühen!“ ſagte ſie jetzt.

„Zur Roſenzeit werde ich längſt nicht mehr hier ſein!“ antwortete ich jetzt.

„Nicht?“ fragte ſie faſt betroffen.

„Nein, mein Urlaub läuft leider in wenigen Tagen ſchon ab!“

„Nimmt man denn das ſo ſtreng? Sie werden aber doch wieder kommen?“

„Ach, wenn es von mir abhinge, würde ich gleich da bleiben.“

Sie ſtand jetzt nachdenklich, ihre Augen ſahen wie verloren über den Garten hin. Mit einem Male warf ſie das Köpfchen auf, ihre tiefblauen Augen richteten ſich unter den langen Wimpern hervor auf mich, und nun ſprach ſie:

„Wenn Sie ſo kurze Zeit bei uns verweilen wollen, müſſen wir die flüchtigen Stunden benützen. Kommen Sie, kommen Sie:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

So ſummend eilte Hedwig mit ſchwebendem Schritte vor mir her. Meine Augen hingen an ihrer holden Geſtalt mit innigem Wohlgefallen, auch dann noch, als ſie mit Bewegungen voll natürlicher Anmuth mit Amychen den Tiſch abräumte und das übrig gebliebene Brot raſch in kleine Stückchen ſchnitt.

„Die Broſamen auf dem Raſen ſind für unſern guten Freund da oben auf dem Birnbaum, für den Buchfink, der uns alle Morgen wachtrompetet. Das geſchnittene Brot aber iſt für unſere geflügelten und vierbeinigen Hausgenoſſen. Kommen Sie in den Hof und ſehen Sie, wie zutraulich die Thierchen ſind.“

Damit hüpfte ſie wieder vor mir her durch die Gartenthüre in den weiten Hof, der warm von der Sonne beſchienen vor uns lag. Ein graues Kätzchen ſchlich über das von der Haustreppe her führende Trottoir und rieb die geſchmeidigen Glieder zärtlich an Hedwigs Rockſaum. Von allen Seiten aber lieſen wackelnde Gänſe, watſchelnde Enten, ſpringende Hennen und Küchlein, zwei ſtattliche Hähne, und vom Taubenſchlag des Scheunengiebels flogen ſanfte Tauben herbei, als ſich Hedwigs Geſtalt im Hof zeigte. Es gackerte, piepte, ſchrie in allen Tonarten, und dazu klang Hedwigs liebliches Lachen, als ſie dem Federvieh das zerſtückelte Brod vorwarf und ſich Alle drauf losſtürzten.

„Wie ſie thun,“ ſagte das Mädchen zu mir, „als ob ſie ausgehungert wären.“

Dann bückte ſie ſich und ſtreichelte einzelne Lieblinge mit der weißen Hand, während ein Täubchen

mit ſchillerndem Kragen auf Hedwigs Arm flog. Nun ſtreichelte ich ſelbſt das zarte Thierchen, das ſo ſanft und anmuthig um ſich ſah.

„Welch' ein Reiz in dieſer harmloſen Zutraulichkeit des ſchönen Geſchöpfs," ſagte ich. „Es iſt ganz von Anmuth und Liebenswürdigkeit übergoſſen, dieſes ſanfte Täubchen."

„Das ſind auch ſeine einzigen Waffen," erwiderte Hedwig und drängte das Thierchen von ihrer Hand, da ſich jetzt ihr größter Liebling, ein weißes Lämmchen mit drolligen Sprüngen nahte.

Sie herzte das glückliche Weſen und hob es auf ihren Arm. Ich konnte nicht anders, ich mußte es gleich darauf auch umſchließen und an meine Bruſt drücken, ſo daß die weiche Wolle, welche eben noch ihre Wange berührt hatte, auch die meinige kitzelte. Dann aber wehrte ſich das Lämmchen und ſprang von meinem Arm auf den Boden unter die geflügelte Schaar hinein.

„Nicht wahr, es iſt ein herziges Ding?" fragte Hedwig mit ſtrahlendem Blicke.

„Ach, ein liebes Geſchöpf, ich könnte faſt traurig werden, daß es ſich gegen meine Liebkoſungen wehrte!" antwortete ich, und Hedwig entſchuldigte ihr Lämmchen:

„Es iſt noch nicht an Sie gewöhnt! Nun darf es aber mit uns auf die Wieſen!“

Amychen war eben mit zwei Gießkannen aus dem Hauſe gekommen und reichte die zierlichere, grün-angeſtrichene Hedwig. Dieſe ſagte jetzt heiter:

„Kommen Sie auf die Bleiche! Da können Sie Blumen pflücken und mein Lämmchen weiden ſehen!“

Und mit heiterer Geſchäftigkeit ging Hedwig wieder vor mir her über den Weg, die blühende Schlehdornhecke entlang, an der ihr Lämmchen naſchte, und dann auf einem Steg über den Mühlkanal an den breiteren ſeichten Bach, der ſich zwiſchen den Weiden, Pappeln und Erlen das Thälchen hinunter durch das Dorf zog. Ich bemerkte, daß dorten wieder ein etwas ſchwanker Steg zu paſſiren war, und war auch in demſelben Augenblick, wo die Mädchen das Brett betreten wollten, mit einem behenden Sprung am andern Bachufer mitten in dem glänzend gelben Teppich der Wieſenblumen. So betrat ich von der entgegengeſetzten Seite den ſchwankenden Steg und brachte ihn mit Fleiß etwas in ſchaukelnde Bewegung, damit den Mädchen meine zur Stütze dargebrachte Hand um ſo willkommener erſcheine.

Amychen hatte ſich zuerſt herüber gewagt, — das

ſchlanke Mädchen war mit ziemlich ſicherem Schritt an das Bachgeſtade gelangt, das ich behauptete. Nun aber trat ich etwas weiter auf das Brett hinein, ſo daß es ſich in der Mitte tief niederbog. Hedwig ging mit vorſichtiger Befangenheit, gleichſam mit lächelnder Angſt vor.

„Ach! ach, ach!“ kam von ihren Lippen, indem ſie, ohne ſich zu zieren, raſch meine dargereichte Hand ergriff, die ich nun über ihren Fingern als über ſüßer Beute ſchloß.

„Fürchten Sie ſich nicht, Fräulein,“ ſagte ich und trat noch ſo weit zurück, daß das Brett emporſchnellte und Hedwig unwillkürlich in meinen bereitgehaltenen Arm ſank, der in ſeliger Zuckung ſich um ihre Geſtalt ſchloß und das Mädchen leicht in das blumige Gras herüberſchwang.

Es war nur das Werk eines Augenblicks und meine Hülfe dem erröthenden Mädchen durch die Noth aufgezwungen. Verſchämt eilte ſie jetzt von mir weg zu Amychen, während ihr Lämmchen leicht über den ſchwanken Steg ſchritt. Ich hatte nun weiter nichts zu thun, als zuzuſchauen, wie die beiden Mädchen Waſſer am Bach ſchöpften und dann leichtfüßig an den Linnenſtreifen hinliefen, um ſie in der Sonne zu

begießen, wobei das Lamm ſeiner ſchönen Herrin auf Schritt und Tritt nachlief in den grünen Pfaden zwiſchen den Linnen.

Es war ein ungemein freundlicher Anblick in der grünen, blühenden Welt ringsum. Da fehlte nichts zu einer reizenden Geßner'ſchen Idylle, — ein ſaftiger in Grün, Weiß und Gold ſchimmernder Wieſengrund am Weidengeſtade des Bachs hinter dem Dorfe, ſanft anſteigende grünende Feldfluren von den Halden der Bergwälder umfaßt, über welche phantaſtiſche Felſengrathe und Hörner hereinſchauten, eine rauſchende Mühle, warmer Sonnenſchein über Allem, ſogar das blökende unentbehrliche Lämmchen fehlte nicht. Nur waren die beiden ſchönen Mädchen dorten keine Doris, keine Daphne und Chloe, ſondern ſahen mit ihren leichtgeſchürzten Gewandſäumen und den zurückgeſtülpten Aermeln, während ihres lieblichen leichten Geſchäftes, viel holder und anmuthiger aus, als je eine Geßner'ſche Schäferin mit zuckerſüßen Reden und Blicken; und ich ſelbſt war eben auch kein roſenrother, ſentimentaler Schäfer, ſondern ein freudig angeregter junger Mann, dem es inmitten der maienfriſchen Natur umher unendlich wohl war, wohler als es ihm je im glänzendſten Salon der Reſidenz geweſen.

Jedoch, ich gedachte nicht der Salons und ihrer conventionellen Welt, während ich dorten am blühenden Bachſaume ſaß, bald den Mädchen die Kannen im Bach füllte, bald ihnen mit leuchtenden Blicken nachſah, wie ſie ſcherzend ihre Arbeit verrichteten. Um die Zinnen des Berwartſteins hinterm Dorfe kreiſte der Weih, vom nahen Waldrande her orakelte der Guckuck, in den Föhren drüben rukſte die Wildtaube, aus dem gelben Flor ringsum ſchnarrte die Wieſenralle, und Wachtelruf tönte lieblich aus den nahen Fluren. Vor mir im Erlenbuſch ſchlug der Weidenzeiſig ſein Stimmchen auf, und ein zierliches Bachſtelzenmännchen watete durch den Bachſchlamm herüber und tänzelte gerade auf die Linnenſtreifen los, um mit dem Schwänzchen wippend auf einem derſelben der ganzen Länge nach hinunter zu ſpazieren. In komiſchem Aerger fuhren die Mädchen auf daſſelbe los, ſcheuchten es auf und mußten dann ſehen, wie es ſich auf die andern Linnenſtreifen ſetzte, um ſeinen Spaziergang von Neuem zu beginnen. Denn Bachſtelzen hüpfen bekanntlich nicht, ſondern ſetzen die Beinchen wie Menſchenkinder aus.

„Was haben Sie denn gegen das zierliche Kerl-

chen?" fragte ich jetzt Hedwig. „Laſſen Sie doch auch ihm ſeine Freude an dem weißen Linnen im Grün."

„Ei, nein doch!" rief ſie in Eifer. „So geſchniegelt es dahin ſtelzt und auf und abmarſchirt wie auf der Parade, iſt es doch ſo unnütz und widerlich —"

„Wie ein Lieutenant, nicht wahr", ergänzte ich aufſpringend, und das Mädchen lachte fröhlich. „Warum aber wollen Sie es vertreiben?"

„So ſehen Sie doch, was es für rothe Kratzfüßchen auf die Linnenſtücke macht!"

Ich eilte an Hedwigs Seite, bückte mich neben ſie hin in's grüne Gras und ſah nun auf ihr zartes Fingerchen, wie es auf die rothen Abdrücke der Vogelzehen deutete, die wie Runenzeichen und Buchſtaben auf den Linnen ſich reihten. Nun erhielt ich die Belehrung, daß dieſe Bachſtelzen immer aus dem rothen Schlamm des Bachs auf die Linnenſtreifen flögen und daher wahrhaft unausſtehliche Vögel ſeien, ſo elegant und anmuthig ſie auch dahin tänzelten.

„Mir ſcheint", ſagte ich, indem mein eigner Zeigefinger den Bewegungen des Fingers meiner holden Erklärerin folgte, „mir ſcheint, das Bachſtelzchen wollte

hier einen Liebesbrief ſchreiben. Wenn man's nur leſen könnte!"

„Hedwig!" rief es jetzt laut vom Hauſe drüben und das Mädchen erhob ſich raſch neben mir, um hinüber zu horchen. Es war die Stimme ihrer Tante, die nun weiter fragte: „Kommt denn die Käth' noch nicht heim? Die Kühe brüllen nach ihrem Klee. Sieh' doch, wo ſie nur ſteckt!"

Die Mädchen ſtellten nun ihre Kannen in das Gras auf der Bleiche, und ich folgte ihnen über die Wieſen den Rain hinan auf einen Feldweg, der uns durch Korn- und Waizenfluren gegen den Waldrand hinaufleitete. Dort in einer Vertiefung breitete ſich ein blühender Kleeacker aus. Tauſend Bienen und Hummeln ſummten um die roſenrothen Blüthenköpfchen des Klees, von welchem nun auch das Lamm koſtete, während ſelbſt die Mädchen mich aufforderten, an den ſüßen Kelchen zu ſaugen. Die Käth' war noch immer nicht zu ſehen, dagegen ein grauer Schäferrock und ſchwarzer Rundhut, der ſich am Waldrande über das Feld hinbewegte; und erſt jetzt ſchauten wir auch die hoch emporgehobenen Lenden der ſtarken Käthe, die eifrig im Klee graſend mit dem Oberleibe gegen den Boden gebückt ihr Geſicht nicht ſehen ließ.

Die beiden Mädchen ſahen ſich im gegenſeitigen Einverſtändniſſe über die Lage der Dinge an. Der davonſchleichende Schäferjakel war Schuld an dem langen Verweilen der Käthe im Klee, von dem die Minneſänger ſo begeiſtert zu ſingen wiſſen.

„Käth'", rief Amychen der Magd zu. „Biſt Du noch nicht fertig?"

„Gleich!" ſagte die Grasmagd, ohne ihr Geſicht aus dem Klee zu erheben. „Ich habe nur noch eine Handvoll zu ſchneiden!"

„Hat Dir der Schäferjakel geholfen, da es ſo ſchnell gegangen?"

„Ich muß doch Jemand haben, der mir meinen Laken aufhilft!" ſagte die Käthe, und Hedwig erklärte mir, daß dies eine Bürde (Laſt, Tracht) aufeinander geſchichteten Graſes oder Klees bedeute, die von den Mägden auf dem Kopfe heimgetragen werde. Sie ſetzte hinzu, daß ich die Wucht eines ſolchen „Lakens" ſelbſt erproben könne, wenn ich nachher der Käthe „aufhelfen" wolle. Zu der Magd gewandt, fragte dann Hedwig in einer Anwandlung neckiſcher Laune:

„Alſo doch eine Schäferſchippe, Käthe, kein Mühlrad."

„Ja, Fräulein Hedwig", antwortete jetzt die Magd, ſich mit rothem Geſichte aufrichtend. „Es kann bei

mir gerade ſo gut eine Schäferſchippe geweſen ſein, als bei Ihnen ein Säbel!“

Hedwigs Antlitz glühte bei dieſer Erinnerung hoch auf. Ich hatte Mitleid mit ihrer Verlegenheit und ſchien in den Anblick der Gegend, beſonders der gegenüberliegenden Felſen verſunken, während die derbe Magd ihre Tracht vollends mit den Schnüren des Grastuchs zuſammenknüpfte und mich dann friſchweg aufforderte, ihr „aufzuhelfen.“ Es galt dabei, die ſchwere Kleelaſt der Magd auf den Kopf heben zu helfen, eine Gelegenheit für die Galanterie der Bauernburſche, die ſie ſich ſelten entgehen laſſen. Ich ſtellte mich zu der ungewohnten Aufgabe ſo ungeſchickt an, daß Hedwig herzlich lachen mußte, und dadurch ihrer Befangenheit entriſſen wurde, während Amychen herbeiſprang und mit ungeahnter Gewandtheit die ſchwere Laſt der Käthe „aufhalf!“ Dieſe ſchritt jetzt hochaufgerichtet, mit ungebeugtem Nacken unter der Laſt den Pfad hinunter gegen das Dorf, — ſie erſchien in der Ferne wie ein Grenadier mit einer ungeheuern Bärenmütze auf dem Haupte. An einem Bande, das ihr Hedwig reichte, nahm ſie das Lamm mit heim.

„Wir ſind hier am Drachenfelſenpfad,“ fing Hedwig jetzt an. „Waren Sie ſchon auf dem Drachen-

fels? Nicht! Ei, wenn es nicht ſchon bald Mittag wäre, würden wir Sie hinführen. Der mächtige Fels dort hinten iſt nämlich völlig ausgehölt in Kammern, Gemächern und Burgſtällen, mehrere Stockwerke hoch — noch merkwürdiger als unſer Berwartſtein. Er war das Ganerbenſchloß des Wasgau, Franz von Sickingen Mitbeſitzer, drum zogen auch nach des Helden Fall die verbündeten Fürſten vor den Drachenfels und nahmen ihn ein, worüber noch ein Landsknechtslied exiſtirt. Franz von Sickingen weilte viel in dieſer Gegend; auch die Herren auf den Dahner Schlöſſern waren ſeine Bundesgenoſſen und verloren ihre Burgen. Drinnen bei Schönau an der Grenze ſteht eine Stammburg Sickingens, die Hohenburg, die ſeiner Mutter gehörte. Sickingens Mutter war ja eine Puller von Hohenburg, nicht wahr?“

Während Hedwig ſo fragte, waren wir ſchon geraume Zeit in den nahen Wald eingedrungen und wanderten auf einem beſchatteten Pfade fort. Ich drückte ihr mein Erſtaunen über ihre Geſchichtskenntniß aus, worauf ſie mir ganz unbefangen erwiederte, daß das Intereſſe an einer Landſchaft dahin führe, auch über ihre Vergangenheit etwas zu lernen.

Die beiden Mädchen gingen Arm in Arm neben

mir her, ein liebliches Bild im grünen, ſauſenden Walde, aus deſſen Zweigen und Aeſten die kleinen Waldvögelein mannigfalt jubilirten.

Das hohe Morgenconcert des Lenzes hatte noch nicht geendet, — der Mittag, als die ſtille Waldzeit, war noch nicht da. Aber er rückte doch allmählig heran, als wir die öſtliche Halde erreichten, wo das Thälchen mit dem Dorfe wieder vor uns lag und jenſeits der Thurm Kleinfrankreich düſter aus den Tannen ragte, während der Fels der Ruine Berwartſtein ſich über dem ſchönen Dorfhügel mit ſeinen grünen Fruchtfeldern und blühenden Obſtbäumen erhob. Ein reizendes Gemälde in engem Rahmen.

Die Mädchen weideten ſich ſichtlich an meiner bewundernden Freude über ihre heimathliche Landſchaft, da wir aus der grünen Halle niederblickten auf das friedliche Thal, als ſchon die Rauchſäulen der Zeit vor Mittag aus den Hütten unten ſtiegen. Dabei tummelte ſich noch immer das fröhliche Waldleben um uns in den leiſe ſauſenden Kronen der Föhren und im Gebüſch des Unterholzes, daß wir oft ganz verloren auf den Geſang der Droſſel und den Ruf des Guckuks lauſchten und die Zahl ſeiner Rufe zählten, oder dem Klopfen des Spechtes in der Tiefe des

Forſtes horchten, bis der Schrei des Thurmfalken, der drüben um den öden Thurm von Kleinfrankreich kreiſte, dies lauſchige Zuwarten unterbrach.

Die Mädchen hatten ſich am Wegrain niedergelaſſen und ich neben Hedwig, ſo daß ich ihr edles Profil vor Augen hatte. Es ward allmählich ſtiller in der grünen Halle, — auch die Mädchen waren ſchweigſam geworden und ſahen träumeriſch hinaus. Was bewegte ihre Herzen, was die Seele Hedwigs, daß jetzt ein leiſes Lächeln über ihre vergeiſtigten Züge flog, aber raſch wieder erſtarb und einem ernſten, ja wehmüthigen, faſt trauernden Ausdrucke Platz machte? — Nur die Wildtaube gurrte jetzt noch tief im Walde, über welchen die Mittagsſonne hereinbrannte, nur ein Eichhorn ſchaute neugierig von dem Aſt der Föhre nach der ſchweigſamen Gruppe unten. Und ſiehe, dort blickt über die Stauden jetzt ein Reh herüber, ſpringt erſchreckt in die Höhe, ſeine aufſchnellenden Läufe knacken zuſammen, ein kurzes Rauſchen und das ſcheue Thier iſt verſchwunden. Wir ſtillen Menſchen dorten an der Waldhalde hätten Dir nichts gethan, Du flüchtiges Reh

Das Geräuſch hatte die Mädchen aus ihrem träu-

meriſchen Sinnen geweckt. Amychen erhob ſich zuerſt von dem blumigen Wegrain und ſagte:

„Es muß bald Mittag ſein! Es wird gleich läuten!“

„Die Vöglein ſitzen alle in ihren Neſtern, — keines läßt ſich mehr hören!“ ſagte ich. „Es wäre ſchön, ſie jetzt in ihrem Familienleben belauſchen zu können.“

„Wenn es nicht ſchon Mittag wäre, würde ich Sie an ein Neſtchen führen, das ich entdeckt habe“, meinte Hedwig. „Jedoch, es iſt Zeit, daß wir aufbrechen.“

Raſch führte uns der Pfad an den Waldrand und über einige Aecker am letzten einſam ſtehenden Häuschen des Dorfes in's Thal. Dort ging ein Weg über den Bach zum Bärbelſtein hinauf, und Hedwig ſchlug mir vor, ich möge noch vor dem Eſſen die Burg beſteigen, während ſie beide jetzt heim müßten. Lächelnd ſetzte ſie hinzu:

„Vielleicht begegnet Ihnen in der Mittagsſtunde oben die weiße Frau.“

Ihr Vorſchlag leuchtete mir ein. Raſch kam ich den Hügel hinan in die Trümmer von Berwartſtein, während die Mädchen den Bach entlang heimeilten,

nicht ohne daß ich ihren, durch das Grün leuchtenden, lieblichen Gestalten noch lange nachschaute.

Oben in den Ruinen begegnete mir die weiße Frau weder in den dunkeln Höhlen des Felsens noch in den gebrochenen Gemächern über demselben, während die Mittagsstunde von dem Thurm der Kirche herauftönte und die Glocken nah und fern läuteten. Wo ich mich aber in der Ruine hinwandte, ich mochte in die finstern Felsengemächer oder in das Lauterschwaner Thälchen mit seinen Weihern hinunterblicken, schwebte dennoch die Erscheinung einer Frauengestalt vor mir, eine holde, liebe Gestalt, und wollte nicht weichen. An der gebrochenen Ringmauer saß ich und sah hinunter nach dem gastlichen Hause, — und dort im sonnigen Hofe und Garten schwebte sie wieder — leibhaftig. Ich sah ihr helles Gewand leuchten, — und das Herz schwoll mir — nicht mehr in Freude — in tiefer Wehmuth. Wie ein klaffender Riß durch die Brust zuckte in mir die Erinnerung. In bitterm Schmerze ward mir Klarheit über meine Gefühle.

O mein Gott! mein Gott! — ich war ja der Verlobte einer Andern.

Fünftes Kapitel.

Ein Geheimniß.

Wohl fühlte ich damals, in jenen Maientagen, die ich in dem gastlichen Hause verbrachte, daß eine Neigung in mir aufblühte, ja schon sich voll entfaltet hatte, die von Allem, was ich bis dahin empfunden, von Grund aus verschieden war. Verschieden von den Tändeleien des jungen Lieutenants, verschieden von den momentanen Aufwallungen des lebhaften Jünglings, verschieden von den Eitelkeiten des Bevorzugten in den Salons, und eben so verschieden von dem Wohlgefallen, das der Vetter an der reizenden glänzenden Erscheinung seiner Cousine, an dem hohen Wesen seiner Braut gefunden. Zum ersten Male erfüllte mich die Empfindung einer reinen, warmen Neigung zu einem Wesen voll Unschuld, Herzensgüte, Gemüthstiefe, zu einem Wesen, dessen äußere Anmuth

und Schönheit nur der Abglanz einer inneren, seelischen Schönheit war, wie sie mich aus jedem Zuge ihres Antlitzes, aus dem lieben verschleierten Auge in ungeahnter, überwältigender Holdseligkeit anstrahlte. Ich fühlte nur zu wohl, daß es Liebe war, was ich empfand, was schon jetzt mein ganzes Wesen mit unendlicher Wonne und unendlichem Schmerze erfüllte, so oft ich allein war. Denn der Zauber ihrer holden Erscheinung war mächtig genug, alle bitteren Empfindungen vor ihrem Anblicke entfliehen zu machen.

Freilich überfiel mich auch zuweilen mitten in der Heiterkeit ihres Umgangs ein Trübsinn, der wolkenartig über die Lauterkeit meiner Gemüthsstimmung flog und oft mit leidvollem Befremden von Hedwig bemerkt wurde. So schaute denn auch ihr schönes Auge fragend zu mir auf, als wir Nachmittags mit Vetter Franz und der Tante einen Spaziergang den Bach hinunter gegen das Lauterthal unternahmen. Ein freundliches Thal, in welches der Berwartstein und der finstere Thurm Kleinfrankreich nachblickten, zu beiden Seiten grüne Waldhalden, ein mit Blumengold durchwirkter Wiesenteppich und ein sanft murmelnder Bach zur Seite; was braucht es mehr, um in liebenswürdigster Gesellschaft heiter und glücklich

zu ſein. Zumeiſt vergaß ich auch über dem munteren Geplauder allen Schmerz der Erinnerung. Dann mahnte mich aber wieder ein zufälliges harmloſes Wort an ſo Vieles in Vergangenheit und Gegenwart, an meine Pflichten gegen die Braut in der Ferne, gegen das holde Mädchen an meiner Seite, gegen die gaſtfreundliche Familie, die mich ſo liebenswürdig aufgenommen, und an die Verpflichtung gegen meine eigne Manneswürde. Was hielt mich denn ab, noch heute zu gehen und dem Zauber auszuweichen, der mich mehr und mehr unter dieſen tiefblauen, geiſtigen Augen umfing? Was hinderte mich denn, offen zu erklären, wozu ich ohnehin ſchon verbunden war, daß ich der Verlobte meiner ſchönen Couſine Eugenie ſei? — Aber, ich ſah Hedwig in ihrer unſchuldsvollen Zutraulichkeit, und ich vermochte das Wort nicht hervorzubringen, das Klarheit in unſere Beziehungen gebracht hätte. Ich hörte ihre liebe Stimme, und es war mir nicht möglich, mich eher aus dem Gehörkreis derſelben zu entfernen, als bis ich mußte. Nur zu Einem hielt ich mich für fähig: meine Gefühle als das Geheimniß meines Herzens zu bewahren.

„Sie ſind nicht ſo heiter, wie Vormittags", ſprach Hedwig einmal, indem ſie mich mit unbefangener

Theilnahme anſah. „Drückt etwas auf Ihr Gemüth, o ſo vergeſſen Sie es. Möcht' ich doch ſingen, wie damals, als ich noch in die Schule ging:

Wie lieblich, wie wonnig, iſt Alles umher!
Am Hügel wie ſonnig, wie ſchattig am Wehr.
Allüberall bieten ſich Freuden uns an,
Zu ſchmücken hienieden die irdiſche Bahn!"

Sie ſprach die Verſe des Kinderliedchens halb ſingend, indem ſie mitten in den goldnen Blüthenſchmuck der Wieſe ſprang, und ſich die größten der glänzend gelben Blumen pflückte, um ſie ſich an den Hut zu ſtecken. Und ich konnte nicht anders, als ihrem Rathe zu folgen, nicht im Hinblick auf den ſtillen Naturreiz umher, ſondern im Anſchauen des holden Weſens, deſſen Erſcheinung in dem freundlichen Thale einen verklärenden Glanz über deſſen lenzfriſche Anmuth warf.

Da, wo das Thal mit ſeinem Bache in das breitere der Lauter mündet, liegt maleriſch im blühenden Grunde das Gebirgsdorf Niederſchlettenbach; wir durchſchritten es, um die Kapelle an der Thalſtraße zu beſuchen, die zunächſt dem Erzhäuschen ſteht. Der blaue Himmel ſchaut durch das verfallene Dach auf den ſteinernen Marſchall des Pfalzgrafen, Hans

v. Drot, der hier begraben ward, — in voller Rüſtung ſtand er da an der Wand, der gefürchtete Ritter vom Berwartſtein, der die „Pfaffen von Weißenburg“ ſo ſehr plagte. Als wir aus der Kapelle wieder auf die Straße traten, zeigte mir Hedwig ein Seitenthal, durch welches man, wie ſie erklärte, an Eiſenbergwerken vorüber nach dem höchſten Berge der Gegend, über welchen die Grenze laufe, komme. Auf den Kuppen dieſes Berges, erzählte ſie weiter, ſtünden drei Ruinen, — auf der deutſchen Seite Wegelnburg, wo die Schlangenjungfrau auf ihre Erlöſung harre, wie ſchon in Grimms Sagenbuch zu leſen, — auf der franzöſiſchen Seite Hohenburg, woher Sickingens Mutter ſtammte, und die Burg Lindenſchmidt, des Rodenſteines der Vogeſen. Aber in jenen Wäldern bei Schönau ſtünden noch mehr merkwürdige Burgen, auch der Wasgenſtein des Heldenbuchs, wo Herr Walther ſeine Braut Hiltgunt verbarg und die verfolgenden Helden des Königs Gunther ſchlug. Schließlich meinte Hedwig:

„Sie ſollten ſich einmal da hinein wagen, — wäre es auch nur, um die verwunſchene Prinzeſſin auf der Wegelnburg bei Rothweiler zu erlöſen.“

„Warum wurde ſie verzaubert?“

„Weil — weil ſie ſo grauſam gegen ihre — Liebhaber war", antwortete Hedwig, in reizender Verlegenheit, ſtockend, verwirrt.

„Sehen Sie," verſuchte ich zu ſcherzen, „das kommt davon!"

Jetzt ſah ſie mich voll an, als wolle ſie mich um den Sinn meiner Worte und deren Beziehung fragen, — aber ſie fragte nicht, und ich hätte auch nicht gewußt, was ich antworten ſollte.

Ich hatte längſt gemerkt, daß in Hedwig viel hiſtoriſcher oder romantiſcher Sinn lebte und daß ſie in der Vergangenheit dieſer Grenzlandſchaften des Wasgau wohl bewandert war. Sie hatte mir ſelbſt ſchon geſagt, daß Geſchichte und Sage dieſe Gegend verkläre und ihr ſo lieb mache. Nun erzählte mir, als wir wieder nach dem Dorfe zurückgingen, Hedwigs Tante, daß ein trefflicher Inſtitutslehrer dieſe Neigung des jungen Mädchens gepflegt und ſie etwas tiefer in die Geſchichte unſeres Volkes, deſſen Cultur- und Sprachſchätze eingeführt habe, als es gewöhnlich geſchieht, da ſelten beſonderer Sinn dafür mitgebracht werde.

Dieſer ernſtere Sinn des Mädchens gab ihrem Weſen wohl auch jene Gemüthstiefe, die bei jeder

Gelegenheit hervorbrach und Hedwig ungleich höher ſtellte, als all' die modernen Frauen ihres Alters, die mir im jungen Leben ſchon aufgeſtoßen waren.

Als wir wieder das Dorf durchſchritten hatten, und nun die Lauter entlang auf der Heerſtraße nach Weißenburg fortwanderten, konnte ich die Bemerkung machen, daß wie immer ſo auch bei Hedwig ein inniger, bewußter Patriotismus ſich mit dem geſchichtlichen Sinne verband. Sie geſtand mir offen: nur deswegen habe ſie eine gewiſſe Sympathie für den Militärſtand, weil ſie hoffe, daß in jedem jungen Offizier der Gedanke lebe, das ſchöne Grenzland des Wasgaus nie mehr in die Hände der Franzoſen gelangen zu laſſen und Weißenburg, wo Mönch Otfried ſchon vor tauſend Jahren deutſch dichtete, ſammt dem ganzen Elſaß einſt wieder den ländergierigen Nachbarn abzugewinnen.

Eine ſchöne Begeiſterung leuchtete dabei aus ihrem Antlitze, ihre Augen glänzten, ſo daß ſich mir ihre Bewegung wie ein electriſcher Funke mittheilte, als ſie mich darauf aufmerkſam machte, daß das ſchöne Lauterflüßchen, an deſſen Geſtade wir dahinwanderten, kaum eine Stunde weiter hinaus die franzöſiſche Grenze berühre und daß ſein lauterer Spiegel in

Weißenburg ſchon die Rothhoſen wiederſtrahle, ſtatt die Uniform deutſcher Soldaten.

Wir gingen jedoch nicht weit auf der Heerſtraße die Lauter entlang, deren Thal hier waldumfaßt nicht mehr jenen wilden Character wie weiter oben bei Dahn trägt, wo ſich die gewaltigſten und abentheuerlichſten Formen der Sandſteinfiguration des Wasgau in der Lauter ſpiegeln. Da wo am Fuße eines prächtig bewaldeten, hohen Bergzipfels links der Porzbach aus dem Forſte hereinrauſcht, wendeten wir wieder nordwärts der Heimath zu.

Den patriotiſchen Bemerkungen Hedwigs, die durchaus nichts Unzartes hatten, noch ihrer weiblichen Anmuth ſchadeten, ward durch den herrlichen Weg unter mächtigen Buchen und Föhren, ſtets am brauſenden Bach hinan, bald ein Ziel geſetzt. Bei einer beſonders maleriſchen Windung des Bachs bricht rechts ein anderer herein; Hedwig machte mich aufmerkſam auf den Weg durch die Buchen hinan zur Waldhütte, wo ich einſt mit Schakob und den andern Gefährten bei jener Böhämmerjagd ein Obdach in ſtürmiſcher St. Thomasnacht gefunden. Die Erinnerungen, welche damit geweckt waren, beſchäftigten mich innerlich und äußerlich, da ich auch die luſtigen Neckereien der alten

Dame und des Vetters Franz anzuhören und zu erwidern hatte.

Hedwigs holde Geſtalt ſchwebte dabei immer an meiner Seite und vor meinen Augen durch die grüne Dämmerung der hohen Waldhalle, die ihre Wölbung über unſerm Pfade und über dem vorüberrauſchenden Bache zuſammenſchlug, während rechts herein immer wieder neue Quellen und Bäche ſtürzten. Wo ich in jener Winternacht müd' und abgehetzt mit den andern Jagdgeſellen im Schnee dahin gewatet, ſchritt ich jetzt an der Seite des holdſeligen Mädchens durch Waldpracht des Lenzes, von tauſend Vogelzungen angeſungen, die wie zum Empfange der Mai-Königin jubilirten. All' mein Leid war wieder vergeſſen, und ich genoß des wonnigen Augenblicks. Schon hatte ſich das Wieſenthal gegen die Lauterſchwan hin geöffnet und in den Weihern deſſelben ſpiegelten ſich die Waldſäume, die grauen Mauern des öden Thurms und der Ruine Berwartſtein, während der Schloßhügel, von Büſchen blühender Obſtbäume geſchmückt, ſeine grünen Felder zeigte. Das ſtille Thal lag in friedlicher Pracht, voll Sonnenſchein. Selbſt die alte Dame war vom Geiſte der Natur angeweht und ſah mit leuchtenden Augen auf uns junge Leute und die

blühende Wieſenaue. Hedwig aber begann wieder leiſe zu ſummen:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!“

Nun fiel Franz mit kräftiger Stimme ein:

„Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.“

Auch mich faßte Göthes Maylied mächtig, ich ſchloß mich den Sängern an:

„Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt!
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön —“

Ich mußte innehalten. Das ſelige, trunkene Stammeln des Dichters überwältigte mich ſo, daß ich meine innere Bewegung zu verrathen fürchtete, als ich hinter Hedwigs engelgleicher Geſtalt über den Wieſenpfad ſchritt und an den blühenden Schlehdornzäunen vorüber in das gaſtliche Haus zurückkam.

Mein Herz war voll. Ich ſuchte die Einſamkeit in meinem Zimmer. Als ich dorten träumeriſch am Fenſter ſtand, warf ſchon der Abend ſein mildes Licht von den weſtlichen Felſen her in das Thälchen, auf das Dorf, über welchem die Schwalben hoch im Sonnenſtrahl ſpielten und zwitſchernd hin und her flogen. Die Blüthenkronen der Bäume, zwiſchen welchen die Häuſer ſich verſteckten, waren von einem röthlichen Goldſchimmer angehaucht, und glänzend zogen ſich die gelben Blumenteppiche über den ſaftigen Wieſengrund. Das Blühen wollte nicht enden, und es ſollte doch enden, — „wer weiß ſonſt, was noch werden mag," kam mir wieder unwillkürlich in den Sinn.

Ja! Was ſollte daraus werden! — Es drängte in mir nach irgend einer Entſcheidung.

Nicht lange hielt ich's oben im Zimmer aus, und langſam ging ich am Garten vorüber, den Weg entlang, der mich zur Heerſtraße führte. Ich überſchritt dieſelbe und ſtand vor der Sägemühle im Thälchen, deren ſchneidendes Geſchnarre und Geräuſch mich aus meinen Träumen ſtörte. Einige Männer, in den runden Hüten der Gebirgsbauern jener Gegend, ſtanden bei den Baumſtämmen, die da neben dem Wege auf dem mit Sägeſpänen beſtreuten Raume lagen.

Eben nahmen ſie Abſchied von dem Sägemüller, der mich beim Hinankommen durch ein Lüpfen ſeiner Mütze grüßte.

„Guten Abend,“ ſagte er. „Wollen Sie noch einen Spaziergang machen?“

Damit ſtellte er ſich mit pfälziſcher Zutraulichkeit mir in den Weg, offenbar in der freundlichen Abſicht, mit mir zu plaudern.

„Ich hab' gehört,“ fuhr er fort, daß Sie wieder im Thale ſind. Nun, haben Sie damals mit dem Böhämmer, den mir Fräulein Hedwig für Sie abgeſchmeichelt hat, Ehre eingelegt?“

„Ach nein!“ ſagte ich, indem ich mich der Gefälligkeit des Sägemüllers erinnern konnte. „Die Katz' holte ihn.“

„Soll doch die Katz' die Krenk kriegen,“ rief der Mann. „Ich gab den Böhämmer nur Fräulein Hedwig zu Gefallen her, denn das iſt ein Frauenzimmerchen, dem man nichts abſchlagen kann. Meinen Sie nicht auch?“

„Da haben Sie Recht,“ war meine Antwort. „Fräulein Hedwig iſt wohl beliebt in der Gegend?“

„Beliebt? Ei, die wird von Jedermann verehrt, wie ein Engel. Was ſag' ich — ein Engel! Wenn

unſer Herrgott lauter ſolche Engel im Himmel hätt', wär's Sterben kein Leid. Was ſie nur an den armen Kindern im Dorfe thut, beſonders auf Weihnachten, im Winter, wo es manchmal ſchmal hergeht bei uns im Gebirg! Schade daß — —"

Der Mann hielt inne, als ob er zuviel geſagt habe, und klopfte ſeine Pfeife aus. Ich erinnerte mich, dieſelben Worte ſchon früher aus dem Munde der ſtolzen Julie zu Bergzabern vernommen zu haben.

„Und was iſt denn Schade?" fragte ich, nachdem ich vergeblich gewartet hatte, daß der Sägemüller ſeine Rede fortſetzen würde.

„Das arme Mädchen hat frühzeitig ſeine Eltern verloren," meinte er.

„Das iſt allerdings ein unerſetzlicher Verluſt für's ganze Leben. Aber Hedwig hat doch an ihrer Tante eine zweite Mutter gefunden.

„Ja, aber es iſt doch nicht das, was Eltern ſind," erwiderte der Sägemüller etwas vorſichtig, wie mir ſchien. „Und dann, wiſſen Sie doch, daß Hedwig ſchon ſo gut wie verſprochen iſt."

„Hedwig verlobt?" rief ich betroffen aus und konnte meine Beſtürzung nicht verhehlen.

„Ja, Herr, — es ſcheint Ihnen das etwas Neues zu ſein.“

„Das erſte Wort, das ich davon höre!“ ſagte ich, indem ich mich zwang, ruhig zu ſcheinen. — „Und — — wer — mit wem iſt ſie denn verlobt?“

„Mit ihrem Vetter, der ſteinreich iſt. Aber man ſagt, ſie hätte einen Andern lieber! Ich weiß es nicht, will es auch nicht geſagt haben, — 's iſt auch wahrſcheinlich bloßes Gerede.“

In demſelben Augenblick wurde der Sägemüller in den Hof abgerufen, und ich ſtand allein da mit einer Neuigkeit, die centnerſchwer auf meinem Bewußtſein lag, wie ein Alp auf meinem Herzen laſtete. Jetzt erſt fühlte ich ſo recht, wie theuer mir der Gedanke an ſie ſchon geworden war. Hedwig, die ich über Alles liebte, die mir ſchon jetzt das Höchſte auf Erden war, — ſie die Verlobte eines Andern, ihres Vetters! Wer konnte dieſer Vetter ſein, wenn es nicht Franz war? Jedoch hatte ich von einem ſolchen Verhältniß zwiſchen den beiden Verwandten noch nicht das Mindeſte bemerken können, — Hedwig war ſtets ſo liebreich unbefangen gegen Franz geweſen, daß er kaum der ihr aufgedrungene Verlobte ſein konnte. Wer war es dann?

Da zuckte mir eine Erinnerung durch den Kopf, während ich von der Sägemühle wieder zurück gegen das Dorf schritt, als die Dämmerung schon hinter den Bergen bemerkbar wurde. Eine hohe elegante Gestalt schwebte mir vor, jener Blondin, in dessen Etui ich den Namen gelesen, der mir seitdem so theuer geworden war. War mir doch sein Anblick vom ersten Moment an ein unangenehmer gewesen, obgleich ich damals mir keine Rechenschaft darüber zu geben wußte, was mir den artigen jungen Pfälzer zuwider machte.

Freilich hatte ich nicht volle Sicherheit, daß er es war, an dessen Leben das Schicksal Hedwigs gekettet werden sollte. Daß es noch manche andere Hedwig geben konnte, war mir klar. Aber mochte der Verlobte sein, wer nur immer, — der Gedanke war mir entsetzlich, die holde, reine, sanfte Hedwig von zwei Molochsarmen erdrückt zu denken, weil das Schicksal ihr die Güter der Erde versagt hatte. — Und wer war nun derjenige, dem das Mädchen lieber ihre Hand böte?

Die Abendglocken läuteten, als ich wieder am Garten des Hauses anlangte. Die Leute gingen still betend an mir vorüber, bekreuzten sich und vollendeten

ihr Tagewerk. Drüben auf den Wieſen ſchimmerten die hellen Gewänder Amychens und Hedwigs, welche das Linnen auf der Bleiche aufrollten und nun heiter ſchäkernd über den Bach herüber kamen. Mir ging es mitten durch das Herz, als ich ihre helle Stimme hörte und dann ihre Geſtalt näher und näher kam. Jetzt rief ſie mich ſcherzend an:

„Wir rechneten darauf, daß Sie uns beiſtehen würden, Herr v. Waldenburg. Auch Franz half uns heute nicht!“

Ich hörte ſie traurig lächelnd an und ſie ging von meinem ſtillen Weſen betroffen vorüber in's Haus.

Wer war der, dem ſie ihre Hand lieber darböte, als ihrem reichen Verlobten?

Das Abendmahl wurde im Garten unter dem Birnbaume eingenommen. Die Luft war mild und die Stunde einladend zu freundlichem Geplauder. Aber ich war einſilbig, ja ſtill. Meine ſchweigſame trübe Stimmung mußte Allen auffallen. Innerlich voll Unruhe und peinigender Ungewißheit war ich äußerlich ſtumm oder doch wortkarg. Ich hätte ſo viele Fragen zu ſtellen gehabt. Aber, wie durfte ich mich um die Familienverhältniſſe des Hauſes kümmern, das mich gaſtlich aufgenommen, während ich ſelbſt meine

Eigenſchaft als Verlobter als ein Geheimniß mit mir herumtrug, in das ich Niemand bringen laſſen wollte! Das Bewußtſein unredlicher Zurückhaltung vermehrte nur noch meine Befangenheit und den Trübſinn, den Hedwigs freundliche Anſprachen nicht verſcheuchen, nur vermehren konnten. Sie ſelbſt ward nun auch ſchweigſam und verfiel zuletzt in ein bängliches Nachſinnen, während ihre Augen oft forſchend auf meinen Mienen zu weilen ſchienen, als ob ſie die Urſache meiner Verſtimmung ergründen wolle. Eine innere Unruhe ſchien ſie zu quälen.

So verfloß die Zeit am Abendtiſche, bis die Tante meinte, ihr Gaſt leide doch wohl an den Nachwehen der geſtrigen Strapazen in der Gewitternacht und werde ſich frühzeitig auf ſein Zimmer zurückziehen wollen.

Dahin ging ich im Unmuth über mich ſelbſt, denn mir waren Hedwigs leidvolle Blicke, mit denen ſie ſich von mir verabſchiedete, nicht entgangen. Oben drückte ich nun die Syringen und Gelbveigel, welche von ihr gepflücket an meinem Fenſter ſtanden, an meine Lippen, während die Klänge ihres Klaviers in wehmüthigem Adagio heraufklangen. Ueber die Dorfwieſen vor dem Fenſter hatte ſich ein leichter Nebel-

ſchleier gebreitet, den der Mond, hinter dem Grünberge aufſteigend, verklärend durchleuchtete.

Schon lange hatte Hedwigs Spiel aufgehört, — ſie war wohl zur Ruhe gegangen. Ich konnte noch immer nicht ſchlafen. Unruhig ging ich vom Fenſter hinweg und wieder an daſſelbe. Es trieb mich hinaus in die ſtille Nacht, in die Einſamkeit des Gebirgs, — das Zimmer war für meine widerſtreitenden Empfindungen zu enge.

Leiſe ſchritt ich über die Treppe hinunter. Die Hausthüre war nicht verſchloſſen, das Hofthor noch offen. Ich kam auf die Dorfgaſſe und zwiſchen den Zäunen hin bald an die Stelle, wo mir in jener Winternacht die weiße Frau mit Hanns Trapp — Hedwig mit Franz erſchienen war. Der Mond verſilberte die blühenden Bäume am Schloßhügel und zeichnete ihre Schatten in's grüne Feld, durch welches ich hinanſtieg der Ruine entgegen, die vom Monde beſtrahlt, ihre Linien in die Luft zeichnete. Was ich oben wollte, weiß ich nicht, — es zog mich nur wohl dahin, wo ich ſchon in der Mittagſtunde einen ſchmerzlichen Moment verbracht hatte.

Der Weg führt allmählig um den Hügel, bis hinan, wo ein ſchmaler Gürtel von Wald und Buſch

die Ruine und den Burgfels unmittelbar umſäumt. Von dorten hatte ich einen reizenden Blick in das Lauterſchwaner Thälchen, das der Porzbach bewäſſert. Das Mondlicht glänzte nur verſchleiert in den Weihern am Waldſaume, — die Elfen und Nixen ſchienen dort eben ſich zu ſammeln, da der heulende Eulenruf von dem öden Thurm auf dem gegenüberliegenden Berge ſie aus ihrem Verſtecke rief. Am Fuße des hoch in die Luft ragenden Schloßfelſens hin kam ich in den Burgzwinger, wo aufgeſtörte Fledermäuſe mich leiſe umſchwirrten. Durch die Fenſter des Hauptgebäudes oben, in ſchwindelnder Höhe auf der Platte der Felsſäule, warf der Mond weiße geiſterhafte Lichter, während mich unten die Eingänge zu den finſtern Gemächern im Bauche des Felſens ſchon von weitem unheimlich angähnten. Mich fröſtelte.

Nicht dorthin zog es mich, ſondern wieder an das gebrochene runde Eckthürmchen der Ringmauer, wo ich ſchon Mittags geſeſſen und auf das Haus niedergeſehen hatte, in welchem ſie weilte, die ich liebte, mit der ganzen Gluth meines liebefähigen jungen Herzens liebte — wie ich noch keine geliebt und — o, ich fühlte es nur zu ſehr — keine mehr lieben konnte.

Ein bleicher Nebelflor ſchwebte noch immer über

dem Dorfe unten, als hier oben ſchon der Nachtwind friſcher durch die jungen Föhren ſtrich, bald geiſterhaft ſauſte und dann in den Hecken des Schloßzwingers wehte, wie Gewisper und Geflüſter unſichtbarer Weſen. Durch die Fenſter oben auf dem Fels heulte es leiſe und ſtöhnend, wie wenn die weiße Burgfrau des Bärbelſtein um die hohen Zinnen klagend wandle.

Ein leiſes Rieſeln lief mir über den Rücken, als ich empor und hinter mich ſchaute, da der Wind faſt menſchenähnlich in den Hecken der Felſenritzen klagte.

Stand dorten — an der jungen Birke — nicht eine weiße Geſtalt? — Nein, es war wohl ein zweiter Birkenſtamm. —

Ich ſah nochmals hin — die weiße Geſtalt hob ſich jetzt ſchärfer ab, — ja, ſie bewegte ſich, ſie ſchwebte deutlich über den Schloßhof gegen den Burgfels hin. Ich griff an meine Stirne, ob ich nicht träume.

Nein, es war keine Täuſchung mehr möglich — ich ſah mit klarem Bewußtſein die Erſcheinung einer Frau in weißen Gewändern, um welche das Mondlicht floß. Jetzt ſah ich ſie noch im Schatten des Felſens — dann war ſie verſchwunden.

Vom Dorfe herauf dröhnte eben in langgezogenen Tönen des Nachtwächters Horn. Deſſen Stunden-

ruf hatte ich überhört, aber der laute melancholiſche Klang ſeines Horns drang zehnmal durch die ſtille Nacht herauf; die Geiſterſtunde war ſomit noch nicht eingebrochen. Im Dorfe unten herrſchte wieder tiefe Stille; die Müdigkeit nach einem Arbeitstage hatte ſchon alle ſeine Bewohner zur Ruhe geladen. Dann tönten, gleichſam als Wiederhall aus der Ferne, ähnliche Klänge, verſchollen und verloren durch die Luft über die einſame Gebirgswelt hin.

So lange, bis der letzte Ton verhallt war, ſtand ich auch dorten in dem Ringthürmchen, ohne Laut, ohne eine Bewegung. — Ich will nicht leugnen, daß ich hier in der ungewöhnlichen Stunde, an ungewöhnlichem Orte von der Erſcheinung geſpenſterhaft angeſchauert war. Bald jedoch kehrte mit meiner Beſonnenheit auch meine Entſchloſſenheit zurück. Ich bebte nur noch in dem Gedanken, hier in den öden Ruinen, unterm Schleier der Nacht ihr zu begegnen, die ich über Alles liebte und die mir — wie ich annehmen zu dürfen glaubte — auch nicht ungewogen war, ja nach ihrer Augen ſtiller Sprache mir gewogen ſein mußte.

Wenn ſie es nun war, die hier im wilden Getrümmer als weiße Frau umherſchlich? So deutete

ihr Hierſein auf ein Geheimniß. Und durfte ich in dieſes dringen? — Und wenn ſie es nicht war, welches Geheimniß barg ſich unter der geiſterhaften weißen Geſtalt?

Todtenſtille herrſchte um die Ruine und über den Bergen ringsum, die ihre ſchwarzen Häupter zum Nachthimmel aufreckten. Nur der Wind ſtrich noch ſtöhnend durch die Felſenlöcher und Heckenbüſche der zerſtörten Burg, als ich vorſichtig meinen Standort verließ und nach der Stelle vorging, wo ich die Geſtalt verſchwinden ſah. Schon gähnten mich finſter die Eingänge zu den Felſenkammern an, und die in Stein gehauene Treppe zur Höhe auf die Plattform bot ſich meinem Fuß, als mir war, ich höre ein dumpfes Gemurmel und Geflüſter, das aus dem Innern des Felſens zu kommen ſchien. Es mußten zwei Stimmen ſein.

Mit Herzklopfen ſchlich ich vorwärts und kam auch ohne zu ſtraucheln an das finſtere Felſenthor. Da innen ſprachen deutlich Menſchenſtimmen. Aber ſie klangen hohl, ſeltſam, geſpenſterhaft. Das konnte jedoch die Wirkung des Schalles in dieſem Felſenraum ſein. Ich wagte mich weiter vor. Ich wußte von Mittags, daß in einem dieſer Gemächer ſich eine

natürliche Säule von dem Boden bis zur Wölbung erhob, — an dieſe ſuchte ich leiſe taſtend zu gelangen, und erreichte ſie, wie mich die Berührung mit der Hand lehrte. Dicke Finſterniß lag dumpf um mich, aber auch jetzt eben ſo dumpfe Stille. Nur von der Wölbung niederfallende Waſſertropfen brachten einen metalliſchen Klang hervor, der faſt feierlich durch den hohlen Raum hallte.

Lange horchte ich, ohne das Mindeſte zu hören, als die Accorde, welche die fallenden Tropfen anſchlugen, und ſchon vermuthete ich, daß das Geräuſch derſelben jenes menſchenähnliche Gemurmel und Geflüſter hervorgebracht habe, das mich hereingelockt. Da vernahm ich mit einem Male den hohlen Klang einer männlichen Stimme, deren Worte ich nur mit Anſtrengung vernehmen konnte:

„Es war nichts! Der Wind ſtrich draußen durch die Hecken und trieb Laub herein.“

„O Gott!“ ſeufzte eine, ebenfalls dumpfklingende weibliche Stimme. „Wenn es doch Jemand wäre. Ich verginge vor Scham und Angſt.“

Es war nur ein Geflüſter und ich mußte die Worte halb errathen.

„Zu dieſer Stunde wagt ſich Niemand auf das

Schloß," ſprach die männliche Stimme wieder. „Hanns Trapp und die weiße Frau ſcheuchen jeden zurück. Sei alſo ruhig, — wir brauchen uns nicht vor Andern zu fürchten. Und auch vor Gott nicht, wir thun kein Unrecht!"

„Iſt es kein Unrecht, daß wir Deine gute Mutter hintergehen," erwiderte weinerlich die weibliche Stimme, und ein leiſes Schluchzen war aus der Finſterniß vernehmbar, das mir das Herz umgewendet hätte, wenn es nicht gegen Mitleid in dieſem Augenblicke gewappnet geweſen wäre: „O Gott, mein Gott, Franz, daß ich ein armes Mädchen bin! Nie wird es Deine Mutter zugeben, und daß Du mich lieb haſt, ſteht nur Deinem Glück im Wege."

„Meinem Glück ſtehſt Du im Wege?" fragte der Mann. „Du willſt wohl ſagen, ich dem Deinen. Ich ſoll Dich wohl laſſen, damit Du ihn heirathen kannſt."

„Franz, Franz, wie kannſt Du das ſagen! Nie! Nie!" ſprach das Mädchen und ihr „Nie!" klang hallend wie Donner an mein Ohr.

„Und auch ich — das weiß der liebe Gott, der in unſere Herzen ſieht — auch ich werde keine Andere

nehmen, als Dich, und müßt' ich noch lange warten," bekräftigte der Mann, deſſen Stimme in dem Bauch des Felſens ſo fremd klang, als die des Mädchens.

„Ach, drück' mich nicht ſo, Franz! Ich glaub' Dir ja! Wir wollen Alles Gott anheimſtellen, — er wird's noch wohl machen, wenn wir ihn auch in Nacht und Finſterniß immer vor Augen haben. Aber jetzt haben wir wieder genug geplaudert, — ich muß heim. Komm!"

„Bleib' doch noch ein wenig, mein liebes Kind!"

„Nein! Du haſt verſprochen, ſobald ich gehen will, mich zu laſſen! Sonſt komm' ich nie mehr! Du weißt ohnehin, wie viel es mich koſtet, hinterm Rücken Deiner Mutter mit Dir zuſammen zu kommen. O, ich thue gewiß großes Unrecht."

Damit mußte ſich das Mädchen ſchon erhoben haben, denn ich hörte jetzt zwei leiſe Tritte auf dem Felſenboden; dann dröhnten zwei feſtere und lautere an mir vorüber; und nun huſchten zwei Geſtalten, die des Hanns Trapp und der weißen Frau, durch den Ausgang der Höhle hinaus in den Schloßhof, wo ſie raſch entſchwebten, ohne daß ich ſehen konnte, wohin.

Auch ich verließ den düstern Raum. Meine Schritte klirrten und dröhnten wie auf metallenem Boden, und hallten noch hohl nach, als ich aus dem Bauch des Felsens hinausstieg unter den mondhellen Himmel. Das Licht des glänzenden Nachtgestirns lag magisch über den Ruinen und den Thälern unten. Vom Thurme Kleinfrankreich heulte es schauerlich herüber in klagendem Eulenruf. Durch die Föhren vor der Schloßmauer sauste es leise, als ich dem unten ruhenden Dorfe entgegenschritt, aus dem jetzt kein Laut drang. Mein Schatten im Mondlicht begleitete mich den Hügel hinunter bis vor das stille in Frieden ruhende Haus meiner Gastfreunde, an dessen Giebel der Silberglanz des Mondes lag. War Franz daheim? War — — Hedwig daheim? Mir bebte das Herz, wenn ich daran dachte, daß sie der Gegenstand von ihres Vetters Liebe, wenn auch seiner keuschen, frommen Liebe sein möchte!

Ich zögerte noch, das Hofthor zu öffnen, als Franz mit der Jagdtasche an der Seite rasch daher kam.

„Ah!“ sagte er scheinbar unbefangen, „auch noch außer dem Hause? Ich war wieder vergeblich auf

dem Anſtande in der Porzbach drüben. Es kam nichts!“

„Schade!“ erwiderte ich einſilbig, und folgte ihm dann ſchweigend in's Haus, deſſen Eingänge er ſorgfältig verſchloß.

Sechstes Kapitel.

Im Bergwalde.

So friedlich das Mondlicht auf dem Dörfchen und dem Wiesengrunde vor meinem Fenster lag, so einlullend die Mühle drüben rauschte, so schläfrig der Wasserstrahl des Brunnens in den vollen Trog fiel, — ich fand keinen Frieden in der Stille der Nacht, mich lullte das Rauschen nicht in Schlummer, ich weilte schlaflos auf meinem Lager. Schon längst fand ich kein kühles Plätzchen mehr im Kissen, auf das ich mein heißes Haupt legen konnte.

War sie es gewesen, die dort oben in der öden Ruine unter der Maske der weißen Frau umhergeschlichen, um ein Stündchen heimlicher, frommer Liebe zu leben? — Und wenn sie es war — was geht es dich an! — So sagte ich mir hundertmal, aber es beschwichtigte meine Aufregung nicht. Und

hundertmal hatte ich ſchon zu mir geſagt: Es iſt ja gut ſo! das kann dich heilen von dieſer Neigung, dich, den Bräutigam einer Andern heilen von der Liebe zu der Braut eines Andern, zu der Geliebten eines Andern! — Aber in tiefem Harm empfand ich, wie ſchwer mir die Ergebung, die Entſagung ward, welche ſchon meine Pflicht forderte. Als ich um die Zeit des Hahnenſchreis endlich in einen unruhigen Schlummer ſank, da durchwandelten die Geſtalten des Hanns Trapp und der weißen Frau von Berwartſtein noch meine Träume.

Andern Morgens trat ich wieder hinaus in den Garten unter den Birnbaum, wo die ganze Familie um den Kaffeetiſch verſammelt war. Die Tante ſaß in einem breiten Lehnſeſſel da und wiegte ſich wohlig und behaglich in demſelben, indem ſie über den Garten hin auf die blühende Flur ſchaute. Amychen trat ab und zu, etwas bleich und bang, indem ſie oft ſcheu nach dem Antlitze der Matrone blickte, um einen Wink zu erhaſchen. Auch Franz ſaß da und plauderte mit ſeiner Mutter über Wirthſchaftsangelegenheiten. Er empfing mich heiter, aber mit einem forſchenden Blicke.

Auch Hedwig trat jetzt mit den Taſſen heran, —

wie ein Sonnenſtrahl ging mir's durch das Gemüth bei ihrer Erſcheinung, welche in all' der Reinheit, Anmuth und Schönheit vor mich trat, die ihr eigen war. Sie grüßte mich freundlich, ja liebreich, — mein Blick brachte ſie wohl etwas in Verlegenheit, aber nicht in Verwirrung. Mein Auge weilte auf ihrer zarten Geſtalt, auf ihren Bewegungen voll natürlicher Grazie, auf ihren Mienen und allem Ausdrucke ihres Antlitzes, wenn ſie mit den verſchiedenen Perſonen am Tiſche plauderte, — und mein Herz wollte ſie freiſprechen. Nun ſetzte ſie die Taſſen nieder und ſchenkte aus der ſilbernen Kanne den köſtlich dampfenden Trank, indem ſie eine einladende Bewegung machte. Franz holte ſich ſeine Taſſe, — ich war zerſtreut genug, es zu vergeſſen. Da wechſelte ſie einen bedenklichen Blick mit ihrem Vetter, — ich hatte es wohl bemerkt, und empfand es bitter. Die Tante reichte mir jetzt die volle Taſſe herüber und mahnte mich, den Trank warm zu koſten, er werde mich ſtärken und auffriſchen.

„Sie befinden ſich nicht wohl?" fragte jetzt Hedwig mit theilnahmsvollem Tone über den Tiſch herüber. „Ich habe das ſchon geſtern wahrgenommen,

und dennoch ließen Sie in der Nacht das Fenſter Ihres Schlafgemachs offen.“

„Bemerkten Sie das?“ fragte ich mit unbegreiflicher Unzartheit.

Und Hedwig erröthete merklich, indem ſie ſagte:

„Allerdings bemerkte ich es, da ich in der Frühe von der Bleiche kam.“

Mir wollte Benehmen und Antwort verfänglich ſcheinen. Ich blieb ſtill, und als ſpäter Franz ſeinen Geſchäften nachging und die Mädchen ſich in dem Hauſe verloren, ſuchte ich die Einſamkeit, indem ich über die blühenden Fluren gegen den Heidenfels hin wanderte und nach einer Stunde die merkwürdige Burg Drachenfels erſtieg, die mit allen ihren Gemächern in einen ungeheuern Fels, denſelben, der aus der Ferne die Statue Napoleons I. bildet, geſchrotet iſt. Ich erſtieg im Innern des Felſens die verſchiedenen Stockwerke bis hinauf zur ſchwindelnden Höhe der Platform, um da in eine Welt zu ſchauen, noch faſt wunderbarer, grotesker, als vom Lindenboln, denn man blickt tief hinein in das Dahner Thal, und ringsum lagern ſich auf jedem Berg, jeder Wald- und Feldhöhe die Steinbildungen, wie Rieſenburgen, Feenſchlöſſer, Dome und ganze Städte. Aber meiner

Seele blieben dieſe Bilder fremd; die war unruhig bewegt von Licht und Schatten, wie dieſe Felſenlandſchaft ſelbſt, über welche heute Wolken zogen.

Dennoch hatte mich der Spaziergang zerſtreut, und wenn ich auch heimgekehrt beim Mittagstiſch nicht heiter ſprach, ſo gab doch der Drachenfels einen ausreichenden Stoff für die Unterhaltung, von welcher ſich die alte Dame ſo angeregt fühlte, daß ſie den Vorſchlag zu einer künftigen Sonntagsparthie nach Dahn ſelbſt machte.

Der Nachmittag war heiß und ſchwül, wie vor einem Gewitter. Zum Theil brachte ich ihn in meinem Zimmer zu, wo ich über meinen Spaziergang Notizen in's Taſchenbuch ſchrieb, und dabei die Briefe Eugeniens mehrmals durchlas, um meinen Gedanken eine beſtimmte, die pflichtmäßige Richtung zu geben.

Ich fühlte mich, wenn auch nicht getröſtet, ſo doch ziemlich beruhigt und ergeben, als ich dann wieder das Freie ſuchte und den Bach entlang ſchlenderte, um den öden Thurm von Kleinfrankreich zu beſteigen, der, gegenüber von Berwartſtein, finſter aus dem Walde ragt und deſſen Zinnen von dichtem Gebüſch umrankt ſind. Es war dorten nur öd' und düſter; ſchläfrig ſauſten die Bäume um den alten Rieſen, der

mit den hohlen Augen ſeiner engen Fenſter auf das freundliche Thal niederſah, deſſen Schrecken er einſt war. Mich trieb es wieder zu Thal, und ich ſchlenderte in der gewitterſchwülen Nachmittagsſtunde mit Empfindungen dahin, in welche ſich Sehnſucht, Wehmuth und Verdroſſenheit gleichmäßig theilten. In den Weihern am Fuße des Thurmbergs hinter dem Berwartſtein lärmten die Fröſche und quakten mir widerlich nach, als ich über die ſumpfichte Wieſe ſteigend auf den Weg kam, der zwiſchen dem Grünberg und dem Schloßhügel von Berwartſtein hin zum Dorfe führt, derſelbe, den ich geſtern in Geſellſchaft mit wonnigeren Gefühlen gewandelt war, und derſelbe, den ich in jener Winternacht gegen das Dorf hin gegangen, als mir die weiße Frau zum erſten Male im Schneegetriebe erſchienen.

Was würde ich ihr ſagen, wenn ſie mir jetzt begegnete, dachte ich, als ich ſo träge und doch nicht ruhig dahinſchritt auf dem blumigen Wegrain. Heiß brannte die Sonne auf die grünen Kornäcker des Schloßhügels, heißer noch auf den Waldrand zur Rechten, der, von einem mit Haidekraut, Ginſter und Gebüſch bewachſenen Saum begrenzt, ſich längs des Weges hinzog. Es war ſtill im Walde. Der Fink

allein ließ manchmal ſein melancholiſches Gezirp hören und die Goldammer tremulirte noch melancholiſcher von dem Wipfel einer vereinſamten Eiche. Nur eine Grasmücke ſchien luſtiger geſtimmt, indem ſie ſich fröhlich tirilirend vom höchſten Zweig eines Buchengebüſches in die Luft erhob, dann ſich überſtürzte und herzhaft kreiſchend wieder auf ihren Zweig niederflog. Sie that es ſo lange, bis ſie meine Aufmerkſamkeit in dem Maße erregt hatte, daß ich erſt ſpät die Geſtalt einer jungen Dame bemerken konnte, welche vom Dorfe her kam.

Ein Blick genügte, um mir zu ſagen, wer es war. Und hätte ich ſie auch nicht gleich erkannt, ſo würde mir doch das heftige Herzklopfen in meiner Bruſt verrathen haben, wer da mir einſam nahte.

Hedwig trug einen Sommerhut mit breiter Krämpe, die beim Gehen auf und abwiegend ihrem Geſichtchen Kühlung zuwehte, welche gewiß wohlthätig empfunden ward, denn Stirn und Wangen glühten, da ſie näher kam. Das blaue Band des Strohhuts ſchloß ihre zarte Schläfe ein und fiel noch über die liebliche Wölbung ihrer Bruſt herab, die leiſe wogte, als ich ihr gegenüber ſtand. Ihr Lächeln, das ihre Verwirrung ſo reizend machte, ſagte gerade nicht, daß

ihr die Begegnung eine unangenehme war, wenn ſie auch bei meinem Gruße die Augen zu dem Weidenkörbchen, welches an ihrem Arme hing, niederſinken ließ.

Ich ſelbſt empfand, daß der Augenblick irgend einer Entſcheidung gekommen war und wußte anfänglich kaum das rechte Wort zu finden, das gleichſam eine Brücke bauen ſollte zu dem andern Ufer, über deſſen eigentliche Beſchaffenheit ich noch im Unklaren war, ob es ſchon beſetzt und von wem beſetzt war. Jedenfalls aber wollte ich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen.

„Sie ſind auf einem einſamen Spaziergange begriffen, mein Fräulein“, ſprach ich endlich, nachdem das Schweigen uns beiden peinlich zu werden anfing.

„Nicht ſo ganz auf einem Spaziergange“, antwortete ſie. „Es kann auch ein Geſchäftsgang heißen, da ich dem Vetter Franz, der mit den Knechten im Walde arbeitet, das Vieruhrbrod und Wein zu bringen habe.“

„So!“ ſagte ich gedehnt und kühl. „Ich hatte ſchon um die Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen, bitten wollen.“

„Und haben Sie", fing nach einigem Zögern Hedwig an, „haben Sie Ihren Vorsatz geändert?"

„Ich fürchte aufdringlich zu erscheinen und im Walde nicht willkommen zu sein."

Sie sah mich an, als verstehe sie mich nicht und suche vergeblich nach dem Sinne meiner Worte. Dann hob sie fast leidvoll an:

„Sie können doch wohl selbst nicht glauben, Herr v. Waldenburg, was Sie voraussetzen. Sie sind seit gestern Morgen nicht mehr so heiter, wie ich gehofft hatte, daß Sie bei uns sein werden. Sind Sie wirklich unwohl? Oder hat Sie etwas verdrossen — von mir? Ich bin mir doch nichts bewußt!"

Sie sah mich dabei mit so treuen Augen an, daß ich bei mir dachte, wenn dieser Spiegel einer reinen Seele trügen kann, so giebt es keine Wahrheit mehr in der Welt. Aber Gewißheit mußte ich jetzt haben. Und so sehr mich der unschuldige Ausdruck ihres Leids über mein verstimmtes Wesen auch rührte, wollte ich doch vorsichtig nach den Saiten ihres Herzens tasten, die mich vielleicht den Grundton ihrer innersten Empfindungen vernehmen ließen. So sagte ich denn, gleichsam nur beiläufig:

„In der That fühle ich mich nicht so ganz wohl!

Ich ging noch gestern spät am Abende aus und kam erst in der Nacht heim, — es schauerte mich etwas in der kühlen Frische."

„Ach, thun Sie es doch nicht mehr", sprach sie jetzt zutraulich theilnahmsvoll. „Gehen Sie doch lieber am Tage spazieren, — kommen Sie nur gleich mit, — es ist viel gesünder!"

Damit machte sie eine vertrauliche, einladende Bewegung mit dem schönen Köpfchen, der ich nicht widerstreben konnte; und ich ging neben ihr her den Weg entlang, den ich gekommen war und der mir jetzt ganz anders, viel schöner erschien.

„Wo waren Sie denn in der Nacht, wenn man fragen darf?" setzte sie nun das Gespräch fort. „Am Buhlstein? In der Porzbach? Ah, es muß da in einer mondhellen Nacht, am grauen Felsen oben oder am rauschenden Bach, allerdings reizend sein."

„Ich war an einem unheimlicheren Ort", antwortete ich, indem ich neben ihr hergehend ihr Mienenspiel beobachtete.

„An dem finstern Thurm droben?" fragte sie weiter.

„Nein!" sagte ich. „Ich stattete der weißen Frau des Berwartsteins einen Besuch ab."

„Sie waren droben in der Nacht und haben ſich nicht gefürchtet? Und — — trafen Sie die weiße Dame?“

„Ja!“

„Wirklich? Sie bejahen ganz ernſthaft!“

„Die weiße Dame und ihren Ritter Hanns Trapp!“ verſicherte ich allerdings ſehr ernſt, da ich Hedwigs Betroffenheit bei den letzten Worten durchmerkte.

Bei meiner Erklärung verfärbte ſie ſich und ward blaß bis in die Lippen. Ich ſah es, und der Angſtſchweiß trat mir auf die Stirne, das Herz pochte träge und in arger Beklommenheit in meiner Bruſt. Mit geſenktem Haupte ging ſie einige Schritte neben mir her. Dann ſah ſie mich ängſtlich an, während ich bei mir gelobte, noch heute Abend das Thal zu verlaſſen und die Wunde meines Herzens heimlich durch die Welt zu tragen.

„Herr v. Waldenburg“, begann ſie dann mit bebender Stimme, „ſagen Sie mir offen: glauben Sie an Geſpenſter?“

„Nein!“ erwiderte ich ſehr beſtimmt.

Eine Pauſe trat ein, Hedwig rang ſichtlich mit

einem Entſchluſſe, der ihr ſchwer fiel. Dann fragte Sie mit einem Male:

„Und was halten Sie nun von den Erſcheinungen?“

„Sie wollen wohl fragen, ob ich ſie erkannt habe.“

„Und haben Sie das?“

„Ich glaube ja!“

„Um Gotteswillen“, fuhr ſie auf. „Bewahren Sie das Geheimniß, — reden Sie mit Niemanden davon.“

„O ſorgen Sie nicht“, ſagte ich düſter, „ſorgen Sie nicht, Fräulein, ich werde es bewahren!“

„Aber — Herr v. Waldenburg, denken Sie doch ja nicht ſchlimm von beiden“, fuhr jetzt Hedwig eifrig fort, indem ihr Antlitz hohe Gluth übergoß. „Franz iſt brav!“

„O ich zweifle nicht!“ ſagte ich, nach Athem ſchnappend. „Aber —“

Was ich ſagen wollte, weiß ich nicht. Hedwig ſtarrte mich ſeltſam an, dann aber ſagte ſie faſt beleidigt, indem ſie ihre Schritte beſchleunigte:

„Zweifeln Sie nicht, mein Herr Lieutenant, daß ſie ſeiner werth iſt. Ich kenne ſie beſſer als irgend

Jemand. Glauben Sie mir, wenn ſie auch ein armes Mädchen iſt, ſtellt ſie ihr innerer Werth doch hoch über Viele, die mit allen Gütern der Erde überſchüttet ſind. Sie iſt meine liebſte, meine Herzensfreundin. Gott möge den Sinn meiner guten Tante dahin lenken, daß Franz und Amychen noch glücklich werden.“

Ich war einige Schritte zurückgeblieben und ſah mit leuchtenden Augen nach der holden Geſtalt, die jetzt mit gebeugtem Haupte dahinſchritt. Als ob die Sonne mir alle ihre Strahlen in den Buſen fallen laſſe, war mir's zu Muthe. Nun eilte ich an ihre Seite und ergriff ihre Hand, die ſie mir widerſtrebend ließ, während ſie mit aufgerichtetem Haupte mich anſah. Thränen des Schmerzes und Verdruſſes ſchwammen dabei auf dem Spiegel ihrer tiefblauen Augen. Ich hätte ſie aufküſſen mögen, aber ich durfte nur ſagen:

„Zürnen Sie mir nicht, Hedwig! Nein, ſeien Sie mir nicht böſe. Ich war in einem Irrthume befangen, — ſehen Sie nicht, wie froh ich jetzt bin! Möchte der Himmel Franz und Amychens Liebe ſegnen und jeder frommen, treuen Neigung lohnen!“

Zuerſt ſah ſie mich erſtaunt, dann mit einem

warmen Lächeln an. Der roſige Anflug ihrer Wangen färbte ſich dabei tiefer, — ſie ahnte wohl die Natur meines Irrthums. Und nun ging noch von ihrem Auge ein beglückender Strahl aus, dann wandelten wir froh und heiter den Waldweg hinan, da wir unvermerkt unter die Bäume gekommen waren. Ich hatte um ihr Körbchen ſo lange gebeten, bis ſie es mir mit freundlichen Blicken überließ. So waren wir, ohne zu wiſſen wie, an die Stelle des Waldes gekommen, wo Franz eine Cultur vorbereiten ließ.

„Ah“, rief dieſer. „Das iſt luſtig. Sie tragen Ihren Korb mit einer Miene, als ſei es eine Siegestrophäe. Sind denn die Körbe, welche Hedwig austheilt, ſolch' ſüße Laſt?“

„In der That“, entgegnete ich, auf den Scherz eingehend, „die Körbe, um welche man ſo lange bitten muß, tragen ſich leicht!“

Hedwig ſtand indeß da mit purpurglühendem Antlitze. Franz wußte jedoch, wie er ihr in's Gleichgewicht helfen konnte. Er nahm mir das Körbchen vom Arme, ſchaute hinein und lachte.

„Hoffentlich muß ich nicht die Erfahrungen Schakobs in der Waldhütte machen! Da kein Hammichel

nachfolgte, greif' ich einigermaßen getroſt nach den Flaſchen!"

„Seien Sie unbeſorgt!" ſagte ich heiter. „Wir trugen keine Leuchtpfanne mit, um Harzholz auflegen zu müſſen."

„Nun", meinte Franz, pfiffig und ſchelmiſch mich anblickend, „Ihre Augen leuchten dafür ſo ſehr, daß ich faſt dennoch bange für meinen Trunk hätte, wenn ich nicht mit Vergnügen bemerkte, daß die Flaſchen nicht geöffnet worden ſind."

Die Reihe des Erröthens war nun an mir. Franz reichte indeß den Arbeitern einen Weinkrug hin, während er ſeine eigne Flaſche entpfropfte, mit den Lippen ſchmatzend den Becher füllte und ihn Hedwig darreichte, die ihn mir kredenzen ſollte. Sie nippte blos, ich aber ſchlürfte rückſichtslos den Wein, den ihre Lippen berührt hatten, als wär' es ein Göttertrunk. Dann weilten wir nicht lange mehr an der Stelle.

„Es giebt ſchönere Plätzchen auf dem Grünberg, als dieſes", ſagte Franz. „Laſſen Sie ſich auf dem Rückwege von meinem Bäschen dahin führen und dabei erzählen, warum ſie noch einigermaßen dazu genöthigt iſt, Körbchen auszutheilen."

Schon waren wir, Hedwig und ich, auf einem andern Wege in den Wald vorgedrungen und hatten noch kein Wort gewechſelt, als wir auch das Geplauder des Vetters mit den Arbeitern nicht mehr vernehmen konnten. Wir gingen auf der Höhe des Bergs zwiſchen hohen ſauſenden Föhren hin, unter denen eine ſchwüle harzigte Atmosphäre waltete, während ſich über den Glanz der Sonne ein weißer dunſtiger Schleier gebreitet hatte und ſchwere ſchwarze Wolken hinter den Felſen und Bergen im Südweſten aufſtiegen. Was kümmerten uns die Wolken in der Ferne!

Wir gingen noch immer ſchweigend, doch nicht trauernd, neben einander her auf den weichen Nadeln des Waldwegs, unter dem ſauſenden Nadeldach hin, an den hohen Stämmen vorüber, die ſich röthlich grau einer hinter dem andern erhoben, bis ihre Maſſen tief in der lichten Waldhalle das weitere Vordringen des Auges ſchloſſen. Es war ſo ſtill, ſo feierlich, faſt bänglich ſtill um uns. Manchmal hörte ſelbſt das Rauſchen und Flüſtern in den Nadelkronen auf und der Wald ſchien athemlos lauſchend zu ſtehen. Die Vögel ſchwiegen alle, ſelbſt der Buchfink hatte ſeine fröhlichen Fanfaren verlernt und ließ nur ſein

ſchwermüthiges, einſchläferndes, trauriges Zirpen hören, zu welchem noch der zitternde Geſang des Goldammers kam, der mit einem gedehnten mahnenden Ton endigt.

Ganz im Gegenſatz zu dieſer über dem Forſte ſchwebenden Stimmung, war über uns beide zwar auch eine ängſtliche Beklommenheit gekommen, aber dieſe hatte nichts ſchmerzliches, ſondern etwas ſüß wonniges, das ich eben ſo ſehr in Hedwigs holden Augen ſchwimmen ſah, als es mir in der Bruſt lebte. Sie ſuchte nach Blumen, um ihren Sommerhut damit zu ſchmücken; ich pflückte ihr die ſchönſten im Walde. Endlich an einem Kreuzpfade blieb ſie, als ob ihr plötzlich etwas einfiele, ſtehen, und ſchaute mich an. Dann hob ſie den Finger und ſagte mit kindlicher Wichtigkeit:

„Wir müſſen einen kleinen Umweg machen, — folgen Sie mir. Ich muß Ihnen etwas zeigen!“

Damit hatte ſie den Seitenpfad eingeſchlagen, der in grünlaubiges Unterholz hinein führte, da hier auf dem Joch des Berges die Föhren nur noch in einzelnen mächtigen Exemplaren emporragten. Wie ein Reh eilte das Mädchen vor mir her, bis ich ſagte:

„Und was ſoll ich denn Schönes hier ſehen?“

„Wiſſen Sie nicht mehr, was ich Ihnen verſprochen?“ fragte ſie, indem ſie ſich nach mir umwandte. „Wirklich, Sie erinnern ſich nicht mehr!“

Ich ſtand und zeigte mein Nachdenken, indem ich mich mit der Hand am Kopfe griff.

„Ei, ei, Sie ſind vergeßlich, Herr v. Waldenburg. Wenn Sie Alles ſo leicht vergeſſen können, wie das, ſo — — nun, das beleidigt Sie doch nicht?“

„Warum meinen Sie das?“

„Weil Sie mit einem Male ſo roth geworden — — ach, und jetzt werden Sie gar wieder bleich! Was haben Sie doch? Was regt Sie denn ſo auf?“

Ich fühlte nur zu wohl, daß mich ihre Worte getroffen hatten. Allerdings hatte ich Vieles, was hinter mir lag, ja Alles in jenem Augenblick vergeſſen, wo ich nur ſie ſah, die in frommem Vertrauen mit mir durch den Wald ſtrich, ohne zu wiſſen, daß ſie mit dem Bräutigam einer Andern ging, ohne zu ahnen, wie tief mir ihr eignes Bild im Herzen ſaß. Nun ſtand ſie wieder vor mir mit lieblicher Sorge und warmer Theilnahme in Blick und Miene, zugleich mit dem Kummer, daß ſie ſelbſt durch ihre Worte in mich Aufregung verſetzt haben könnte. Sie ſah

dabei ſo lieb, ſo engelſchön aus, daß bald jede Erinnerung, jeder Schatten der Vergangenheit vor dem Lichte ihrer Augen dahinſchwinden mußte.

„Beunruhigen Sie ſich durchaus nicht, Fräulein Hedwig“, ſagte ich gefaßter: „das ſind flüchtige Anwandlungen, die uns den Genuß des freundlichen Spazierganges nicht verderben ſollen. Aber kommen Sie doch meinem Gedächtniſſe zu Hülfe und offenbaren Sie mir, was Sie mir zeigen wollten.“

„Ei, haben Sie denn nicht geſtern verlangt, die Waldſänger einmal in ihrem Familienleben belauſchen zu können?“ fragte ſie zurück.

„Ah, Sie verſprachen mir ein Neſtchen zu zeigen.“

„Ja, ich weiß eines ganz in der Nähe. Aber“, ſetzte ſie mit aufgehobenem Finger hinzu, — „Sie dürfen es Niemanden verrathen!“

„Nein, das thue ich nicht.“

„Aber gewiß nicht.“

„Da haben Sie meine Hand darauf!“ ſagte ich, und ſie gab mir ihr liebes, feines, weißes Händchen mit Lächeln her.

Ich drückte es nicht mehr, als ein freundſchaftliches Gelöbniß nöthig erſcheinen ließ. Und nun ſchwebte

ſie wieder weiter durch das grüne Unterholz, bis ſie wieder inne hielt und zu mir ſagte:

„Hier herum iſt's! Etwas ſachte, wir müſſen leiſe ſein! Kommen Sie!“

Damit trat ſie zwiſchen die Hecken vom Pfade ab in's Gras, ſchob leiſe die hemmenden Zweige hinweg und ſchlich voran. Ich wollte ihr helfen Bahn brechen, aber meine Hand machte in dem Gebüſch beim Zurückbiegen der Zweige ein Geräuſch, ſo daß ihr Zünglein mit einem leiſen „St!“ ſich zwiſchen den Zähnchen und Lippen hervorwagte. Dabei hatte ſie im Eifer des Moments, und um ferneren Störungen durch mich oder meine Hand vorzubeugen, dieſe unwillkürlich ergriffen und flüſterte mir zu:

„Nur ſtille! Sie dürfen es ſehen, aber nicht anrühren! Bei Leibe nicht!“

„Ich thu' es nicht, Hedwig!“ flüſterte ich lächelnd und folgte ihr noch einige Schritte durch das Gras in's Gebüſch.

Mir war's dabei zu Muthe, wie einem Seligen, der von einem Engel in's Paradies eingeführt wird. Meine Augen ſchwammen vor Rührung über dieſe holde, vertrauensvolle Unſchuld des ſchönen Mädchens,

dessen Anblick jeden argen Gedanken weit hinweg aus meiner Seele scheuchte.

Endlich blieb sie stehen und sah mit vorgestrecktem Haupte in einen Buchenstrauch hinein. Sie ließ meine Hand los, hielt ihren Zeigefinger über die Lippen und wisperte fast unhörbar:

„Sehen Sie, da ist's!"

„Wo?"

„Ei, da, da — zwischen dem Stämmchen und dem Zweige!"

„Wahrhaftig", flüsterte ich. „Sitzt nicht der Vogel drinnen?"

„Ja, freilich!"

„Was ist's denn?"

„Eine Amsel. Wenn sie wegflöge, könnten Sie die Eierlein sehen! Aber nicht wahr, wir wollen das Thierchen nicht verscheuchen!"

„Das wär' Sünde! Sehen Sie nur, wie es herüberschaut — ganz zutraulich!"

„Ach, es weiß, daß wir ihm nichts zu Leide thun. Ich hab' es schon öfter belauscht, und da sah es mich immer so freundlich an mit seinen schwarzen, goldsaumigen Aeuglein, als wollt' es mir etwas sagen."

„Und was hätte es Ihnen wohl zu sagen gehabt?"

flüſterte ich in dem leiſen Tone, mit welchem unſer Geſpräch geführt ward.

Statt der Antwort Hedwigs ging ein dumpfes, drohendes Rollen und Grollen über und durch den Wald hin, ſo laut, daß Hedwigs zarte Geſtalt neben mir zuſammenſchauerte und merklich bebte. Ich ſah erſtaunt auf. Ueber uns lag ſchwarzes Gewölk; es hing ſchwer und drohend herab, als wolle es jeden Augenblick niederfallen. Unbemerkt von uns war das Wetter heraufgezogen und ſtand nun drohend über dem Berge. Feierlich rollte der Donner, langſam über die Bergwälder in die Ferne hinaus.

„Um des Himmelswillen, wir müſſen heim!“ rief jetzt Hedwig, die ſich heftig verfärbt hatte. „Sehen Sie nur, wie es daher brauſt!“

Sie flog auf den Pfad zurück, ich ihr nach. Nachdem ſie einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen geblieben, ſchlug ſie die über's Bergjoch führende Wildbahn ein, indem ſie mir in ſichtlicher Angſt zurief:

„Eilen Sie, daß wir in die Buchen und von dort vielleicht noch heim kommen!“

Damit ſchwebte ſie flüchtig den Pfad entlang zwiſchen den Hecken hin, wie eine vom wilden Jäger gejagte Waldnixe. Stürmiſch ſtäubte es jetzt über den

langen Bergrücken her, daß Hedwigs leichte Sommergewänder flatterten, — es brauſte und tobte im Walde, ſo daß ich fürchtete, der Wind werde mir die zarte Geſtalt von meiner Seite hinweg entführen.

Da biß es mir giftig in die Augen, — jäh zuckte ein gelbblaues Licht durch den verdüſterten Wald, grell die vom Sturme gebeugten Bäume beleuchtend. Raſch wandte ich mich nach Hedwig um, ſie ſtand da, dem Sturme widerſtrebend, mit den Händen vor den geblendeten Augen. Zugleich fuhr es ſchmetternd mit wildem Krach aus dem Gewölk durch den empörten Bergforſt. Ich hörte Hedwig ängſtlich aufſchreien, — ſichtlich wankten ihre Knie, ſie konnte nicht weiter, während uns ſchon große Tropfen in's Geſicht ſchlugen. Und nun brauſte und ſtrömte der Wolkenguß herab, — wenige Schritte vor uns lag das ſchützende Buchendach.

Da war ich auch ſchon an des Mädchens Seite, das ſich kaum mehr aufrecht halten konnte. Mit raſcher Entſchloſſenheit hob ich die Widerſtrebende auf meinen Arm, während ſie das Geſicht bedeckte und heiße Thränen durch die Finger quollen.

„O Gott!“ jammerte ſie leiſe.

„Hedwig,“ ſagte ich. „Ich bitte Sie, Fräulein,

nur keine unzeitige Empfindlichkeit. Der Moment entſchuldigt Alles!“

Ich trug ſie mit Leichtigkeit davon; während ſie es willenlos geſchehen ließ, hielt ſie ſich ſo weit von mir ab, daß der Regen ihr in's Geſicht und an die Schläfen ſchlug. Laut pochte er an die Stämme der Föhren, rauſchte durch die Nadelkronen auf den weichen Boden.

„Bergen Sie ihr Antlitz an meiner Schulter,“ bat ich innig. „Hedwig, thun Sie es nur diesmal!“

Sie that es, nicht gleich, aber doch allmälig, vom Wetter gezwungen. Und nun hatte ich ſie auf meinen Armen, nun lag ſie an meiner Bruſt: wer hätte mir ſie noch entreißen können! Ich fühlte die Schläge ihres Herzens, empfand das heiße bange Wogen ihres jungfräulichen Buſens, ich hörte ihr leiſes Schluchzen! — O du gütiger Gott, jauchzte es in meinem Innern, daß du im Donner des Wetters deine Menſchen ſo entzücken kannſt, ſo beglücken willſt! Ein heiliges Gelöbniß aber füllte mir die Bruſt aus, dieſe in meine Hände gegebene Seelenreinheit nicht einmal durch einen Hauch zu trüben oder trüben zu laſſen. Und der ſelige Gedanke durchzuckte mich, — welcher Gedanke? O mein Gott, mein Gott! durfte ich, der

Verlobte Eugeniens, den beglückenden Gedanken auch nur faſſen?!

Nicht minder heiß, als die Thränen der Scham und Angſt, welche über Hedwigs Wangen floſſen, quollen mir jetzt die des Schmerzes in die Augen, als ich meine ſüße Laſt raſch dahin trug und mit ihr nun das ſchützende dichte Buchendach erreichte. Oben klopfte, rauſchte und rieſelte der Regen, hier unten ſtand man ſicher. Jetzt mußte ich Hedwig zu Boden laſſen, — meine Arme mußten ſich von der holden Geſtalt löſen, — und ein heftiges Weh faßte mich bei dem Gedanken an: Auf ewig! Niemehr ſollte ich das ſüße Mädchen an meine Bruſt ſchließen, auf meinen Armen, an meinem Herzen tragen dürfen! Die ganze Bitterkeit dieſer troſtloſen Ausſicht überkam mich, als ich ſie niederließ an dem bemoosten grauen Felſen unter den Buchen. Ich mußte mich abwenden, um meine unmännliche Rührung zu verbergen. Und als ich ſie bemeiſternd, mich wieder umſah, ſaß Hedwig zuſammengeſunken, den Kopf auf die Hand geſtützt, — — ein ſchönes Bild der ſchamhaften Unſchuld, jungfräulicher Verwirrung. Ihr Arm trug noch immer das leere Weidenkörbchen, das ſie krampf-

haft festgehalten hatte. So saß sie auf dem bemoosten Steine.

All' meine Selbstbeherrschung aufbietend, um ruhig und gelassen zu erscheinen und so auch ihr die nöthige Ruhe und Sicherheit zurückzugeben, wandte ich mich wieder zu dem Mädchen, indem ich sagte:

„Hier sind wir sicher! Beinahe kein Tropfen dringt durch das Blätterdach, und horchen Sie nur, wie lustig sich das Gepoch und Geklopf des Wassers anhört, — es ist das eine Musik, die weniger wässerig klingt, als die mancher Componisten, die ihre Begeisterung beim Weine, statt im Gewitterregen holen."

Sie fuhr mit dem Tuche über die bleiche Stirn und seufzte, ohne mich anzuschauen:

„Ach! Wenn wir nur daheim wären!"

„Das Gewitter ist bald vorübergezogen, — sehen Sie nur, hinten im Gebirge wird es schon wieder etwas hell," tröstete ich.

Aengstlich hob sie jetzt das Köpfchen, indem sie etwas die seidenartigen aschblonden Flechten, welche feucht geworden waren, von der Schläfe zurückstrich. Sie sah über den Rücken des Bergs hin durch die Bäume nach Westen; dort zeigte sich wirklich wieder ein weißer Streif des lichten Himmels.

„Aber es wird noch lange dauern", ſprach ſie dann, noch immer meinen Augen ausweichend. „Regnet es denn noch ſo ſehr?"

„Hören Sie nur! Wir wollen nicht durchnäßt zu Ihrer Tante zurückkommen! Uebrigens iſt es doch merkwürdig!" ſagte ich, um ihre Aufmerkſamkeit auf Anderes zu lenken und ihren bangen Sinn zu zerſtreuen.

Erſt nach einer Weile ſah ſie zu mir herüber, freilich nur halb und fragte ſchüchtern und leiſe:

„Was iſt merkwürdig?"

„Daß bei einem Gewitter im Walde jedesmal eine Hedwig meine Führerin iſt."

Wieder erſt nach einer Weile fragte ſie ſanft:

„Jedesmal? — Wann denn noch?"

„Jüngſt in der Nacht, da ich Ihren Vetter Franz auf der Bärenbrunner Mühle traf."

„Da führte Sie — eine — Hedwig?" fragte ſie faſt unvernehmlich. Dabei färbten ſich ihre lieblichen, blaſſen Wangen ſo ſehr, daß ich darüber nachdachte, was ſie empfinden mochte. Stand vielleicht die Frage in ihrer holden Seele, ob ich auch dieſe Hedwig auf den Armen getragen? Unbefangen antwortete ich:

„Ja, eine, die Ihren Namen trug, mein Fräulein!"

Sie ſchien jetzt nachdenklich. Endlich hob ſie das Köpfchen und ſah mich wieder voll an.

„Ich dachte doch, der Name ſei in dieſer Gegend ziemlich ſelten“, ſagte ſie. „Wer mag denn das geweſen ſein?“

„Wenn Sie dieſelbe nicht kennen, ſprach doch meine Führerin mit Liebe von Ihnen.“

Wieder ſaß ſie in Nachdenken verſunken, indem ſie das ſchöne Haupt neigte.

„Ah“, rief ſie dann aus. „Gar wohl die Zigeuner-Hedwig von Schwanheim?“

„Getroffen, mein Fräulein!“ erwiederte ich. „Sie kennen dieſelbe alſo.“

„Ja“, ſagte Hedwig, indem ihre Befangenheit ſich nur mehr in ihren nachdenklichen Mienen bemerkbar machte. „Wir ſind ſo zu ſagen Taufſchweſtern.“

„Wie ſo?“

„Als mich meine Eltern draußen in Weißenburg taufen ließen, kam ein Heidenweib mit einem kleinen vierjährigen braunen Kinde daher und bat, man ſolle ihr Mädchen mit mir taufen laſſen, was auch geſchah, indem man dem armen Weibe ein Pathengeſchenk gab. Seitdem die Bekanntſchaft. Man darf

ſich mit den Zigeunern übrigens nicht zu tief einlaſſen, — es iſt ein zudringliches Volk.“

„Haben Sie mit Ihrer Taufſchweſter eine unangenehme Erfahrung gemacht?“

„Nein, das nicht. Sie iſt eine Ausnahme, — ein dankbares, treues, gutes Geſchöpf.“

„Das freut mich zu hören!“ meinte ich. „Und nun dürfen Sie ſich auch freuen, Fräulein, denn ſehen Sie — der Regen hat aufgehört.“

„Aber es fallen ja jetzt erſt große Tropfen herunter?“ ſagte ſie, in das grüne Blätterdach emporſchauend, indem ſie ſich von ihrem Sitze erhob.

„Das iſt die Wirkung des Nachzüglers, des Windes, der durch die Wälder dem Gewitter nachſtreicht. Er ſchüttelt jetzt die naſſen Wipfel, während es draußen nicht mehr tropft.“

„So wollen wir denn auch raſch heimeilen. Die Tante wird in Sorgen ſein!“

„Das hat jetzt keine ſo große Eile mehr!“ verſetzte ich, indem ich mich bückte, einige bethaute Waldblumen pflückte und Hedwig anbot: „Den Kranz Ihres Strohhuts hat der Wind verweht. Sie ſollen jedoch nicht ohne freundliche Erinnerung an dieſen Spaziergang bleiben.“

Mit lächelnder Miene nahm ſie die Blumen und ſchmückte damit ihren Sommerhut, als wir raſch durch die Buchen hinaus auf die Föhrenhalde ſchritten. Nach Weſten hin war der Himmel wieder ganz licht, die Sonne ſchien und malte einen prächtigen Regenbogen in dem gewitterſchwarzen Oſten. Ueber den Thälern hinten dampfte es feucht, erquickende Kühle durchwehte jetzt ſtatt der Schwüle den Föhrenwald und der Harzgeruch zog wohlthuend und ſtärkend aus der Tiefe des Forſts an unſere Bruſt. Auf dem jungen Stangenholz und auf all' den tauſend Erdbeer- und Heidelbeerſtauden glitzerten die Tropfen, während wieder alle Vogelzungen des Waldes um uns tönten, als ob ſie ein Brautpaar begrüßen wollten. Hedwigs Antlitz war etwas heiterer geworden, wenn auch eine gewiſſe Verſchämtheit übrig geblieben war, die ſie jedoch nur noch holder kleidete. Nur einmal, als ich fragte, was Vetter Franz gemeint haben könne, warum ſie noch Körbe austheilen müſſe, kam ſie in große Verwirrung, verfärbte ſich und eilte ohne Antwort den Pfad hinunter dem Dorfe zu.

Die Tante ſtand auf der Treppe und ſah uns aus dem Walde herunterkommen. Als wir näher gekommen waren, ſagte ſie:

„Hedwig, Hedwig — was denkſt Du, ſo lange bei einem Gewitter auszubleiben!“

„Wir machten einen Umweg, Tante!“ ſagte Hedwig entſchuldigend.

„So! So! Der Herr Lieutenant war mit Dir! Hm! Hm! Hätteſt Du doch lieber keinen Umweg gemacht!“ ſprach die Tante ſehr mild, — aber mir wär' es lieber geweſen, ſie hätte nicht ſo mild geſprochen.

Siebentes Kapitel.

Scheiden und Meiden.

Auf meinem Zimmer erinnerten mich die Briefe Eugeniens, welche noch offen auf dem Tische lagen, an den Zwiespalt, der sich immer klaffender zu einem Abgrund öffnete. Eine bittere Stunde war über mich gekommen, bis sich mein Schmerz unter den Klängen von Hedwigs Piano in Sehnsucht nach ihrem Anblicke auflöste.

Beim Abendtische traf ich sie jedoch nicht, — sie habe sich etwas erkältet, erklärte die Tante. Sie und Franz sprachen heiter und fröhlich mit mir, ohne meine Verstimmung verscheuchen zu können. Bevor ich mich selbst wieder auf mein Zimmer zurückzog, ging ich einigemale um das Haus und schlenderte in der frischen Abendluft auf und ab. Erquickend angeweht, ward ich doch nicht erquickt. Immer wieder

ſah ich mit pochendem Herzen nach dem Fenſter von Hedwigs Zimmer. Es war zugelehnt, die weißen Vorhänge herabgelaſſen. Was konnte mir der herrliche Maiabend bieten, wenn ich ſie nicht ſah. Aus dem nahen Walde erhob ſich in wunderbarem Schlage das hohe Lied der Nachtigall; an den blühenden Bäumen ſurrte und ſummte es, Maikäfer umſchwärmten mich und taumelten wie trunken von Frühlingsluſt an mich an. Und jetzt, jetzt — ach, die Vorhänge am Fenſter bewegten ſich, wurden zurückgeſchoben, die Fenſterflügel wurden etwas geöffnet, und Hedwigs Geſtalt bog ſich, von einem weißen Gewande umſchloſſen, über das Geſims, als ob ſie auf den Nachtigallenſchlag hören wolle. Wie glücklich machte mich dies ihr Erſcheinen am Fenſter, und wie kurz war dieſes Glück! Sie hatte mich geſehen in dem Dämmerlichte des Abends, ſie hatte mich erkannt. Einen Augenblick lehnte noch ihr Haupt wie in Wehmuth am Fenſter, dann ſchloß ſie es und verſchwand hinter den Vorhängen, die neidiſch ihre Geſtalt verdeckten.

So lange ich auch noch auf und ab ging, ich konnte von Hedwig nichts weiter mehr bemerken. So zog ich mich zuletzt in das Haus zurück, das auch ſie um-

ſchloß. Noch lange horchte ich, ob nicht ihr Klavier ertönen würde. Aber es blieb Alles ſtill. — Morgen! Morgen, darfſt du ſie wieder ſehen! tröſtete ich mich jetzt ſelbſt und ſuchte den Schlummer, um von ihr zu träumen. Träumen! Strafe und Lohn giebt der Traum, wo das Leben ſie nicht bietet, und die, welchen das Glück ihres Lebens verwehrt iſt, dürfen wenigſtens von ihm träumen.

Als ich andern Morgens erwachte, war es noch frühe am Tage und erſt wenige Leute rüſteten ſich im Dorfe, in's Feld zu ziehen. Auch unten im Hofe war die alte Nane ſchon wach und eben daran, mit der Käth' und den Knechten zu ſchelten, als ich durch's Thor ſchritt, um einen Morgenſpaziergang zu machen. Wieder blickte ich zu Hedwigs Fenſter empor, — es war noch verſchloſſen; die Vorhänge herabgelaſſen hingen blütheweis vor dem heiligen Myſterium eines jungfräulichen Schlafgemachs. War ſie ſchon wach? oder träumte ſie noch, — und was, von wem? Der Gedanke verfolgte mich durch's Feld, bis ich erheitert im Anblicke der thaufriſchen Aue, über welche der Morgenwind ſtrich, wieder heimwärts ging. Die Linnenſtreifen lagen ſchon begoſſen auf der Bleiche, Hedwig mußte alſo jetzt wach ſein. Aber wo weilte

ſie? Ich ſah umher nach ihrem leuchtenden Gewande und konnte ſie nicht entdecken, als ich vom Felde her gegen die blumige Wieſe ſchritt.

„Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag' mir das!"

Nicht einmal Amychen war da, um mit ihr von Hedwig plaudern zu können.

Als ich nun zurück zum Hauſe und in den Hof kam, ging die Käth' im Stall und Scheuer aus und ein und ſang mit heller Stimme jenes Lied, welches mir am erſten Morgen aus dem Munde Amychens und Hedwigs entgegen getönt war:

„Wo iſt denn das Mädchen, das mich ſo lieb hat?
Es iſt draußen im Garten, bricht Röſelein ab.

Komm zu mir in Garten, komm zu mir in Klee
Und klag mir Dein' Jammer, und klag mir Dein Weh!

Was ſoll ich Dir klagen, herztauſiger Schatz?
Wir beide müſſen ſcheiden, und finden kein' Platz.

Geh', hol' mir mein Mantel, geh' hol' mir mein Stock!
Jetzt muß ich marſchieren, muß ſagen: B'hüt Gott!"

Indeß war die alte Nane mir entgegen getreten

und ſagte mir mit einem ſeltſam verſchmitzten Geſichtsausdrucke:

„Die Herrſchaften warten ſchon im Garten.“

„Und wenn ſich zuweilen die Falſchheit ſchleicht ein,
So woll'n wir halt denken, es muß ſchon ſo ſein!“

ſang die Käthe wieder aus dem Stalle kommend, während ich nach dem Garten eilte.

Dort ſtand wie gewöhnlich der Kaffeetiſch unter dem Birnbaum zum Frühſtück gedeckt. Die Tante ſaß, den Rücken mir halb zukehrend; ſie trommelte auf der Tiſchplatte, indem ſie über den Garten hinaus in's Feld blickte. Augenſcheinlich wartete ſie mit dem Kaffee, der in der ſilbernen Kanne auf dem blendend weißen Tiſchtuche ſtand, während Franz ſchon emſig mit ſeinem Frühſtücke beſchäftigt war. Er ſchien beſondere Eile zu haben. Amychen ſaß etwas abſeits, indem ſie mit ängſtlichen, furchtſamen und beſorgnißvollen Blicken bald nach der Matrone, bald nach Hedwig ſah, die traurig und blaß der Tante gegenüber ſaß. Jetzt überflog Hedwigs Antlitz tiefe Purpurgluth. Die Tante warf einen Blick auf die verrätheriſche Röthe und wendete nun den Kopf um, nach mir.

„Ah, Herr Lieutenant!“ ſagte ſie, ſich höflich im

Stuhle verneigend. „Schon vom Spaziergange zurück?“

„Wie Sie ſehen, meine liebe Frau Räthin!“

„Nehmen Sie Platz, bitte! Haben wohl Appetit mitgebracht, — Amychen, ſchenk' dem Herrn Lieutenant ein!“

Warum forderte ſie nicht Hedwig dazu auf? Dieſe ſaß wieder ſehr blaß auf ihrem Stuhle, — ihre Blicke wichen mir aus und irrten auf dem Stuhle und im Graſe umher. Ja, waren ihre lieben holden Augen nicht geröthet? Und warum die Förmlichkeit, mit der mich die alte Dame plötzlich behandelte?

Franz hatte raſch ſein Frühſtück beendet, wechſelte mit Hedwig und Amychen einen geheimen bedenklichen Blick, ſah dann auf ſeine Mutter und verabſchiedete ſich ſchnell, indem er dringende Geſchäfte vorgab. Mir ſchien jedoch eher, daß es ihm hier unter den Augen ſeiner Mutter nicht recht geheuer war. Wir tranken ziemlich ſchweigſam unſern Kaffee, Hedwig zwang ſich ſichtlich dazu und hätte ihn wohl lieber ſtehen gelaſſen. Es war gar nicht heiter am Tiſche dorten, und doch ſchmetterte der Buchfink ſo luſtig wie immer ſeinen Geſang vom Baum in die Morgenluft und die Sonne blickte freundlich durch die

blühenden Zweige auf das Tischtuch. Von Zeit zu Zeit aber tönte das Lied der Käthe, das sie immer wieder von vorn anfing, aus dem Hofe herein in abgerissenen Strophen, während das breite Gesicht der alten Nane lauschend am Küchenfenster sichtbar war.

Was hatte es nun denn wohl gegeben, oder was war im Anzuge? Fragend sah ich umher und konnte keine Antwort erhalten, als trübe Mienen von Seiten Amychens und Hedwigs und einen scharfen, fast herben Ausdruck in den Zügen der Tante. „Hm! hm!" und „So, so!" ließ diese mehrmals hören, aber daraus war wenig zu entnehmen.

Nur einmal rang sich, wie unbewußt und unwillkürlich, eine Reihe von Worten über die gepreßten Lippen der Tante, während sie noch immer auf dem Tische trommelnd über den Garten hin auf einen Fleck sah. Ich meinte zu verstehen:

„Es ist nicht ganz so, wie es sein sollte!"

Was wollte die ernste Matrone damit sagen? Hatte sie eine Spur von den heimlichen Zusammenkünften ihres Sohnes auf dem Berwartstein? die Aengstlichkeit Amychens schien darauf zu deuten, und auch der sorglich wehmüthige Ausdruck Hedwigs stimmte damit. Aber so manches wollte nicht mit dieser An-

nahme ſtimmen, und nicht ohne Herzklopfen ſaß ich da, lange unfähig, das drückende Schweigen zu unterbrechen, während die alte Dame nur hie und da ihr ſtarres Hinausſchauen unterbrach, um einen forſchenden Blick nach mir, wie mir ſchien, nach meiner Hand zu werfen.

Endlich ward mir jedoch die Laſt der ſchwülen Stille an dem Tiſche zu drückend, — ich mußte reden und hören, was die Stimmung ſo verſchlimmert hatte.

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, wenn ich mich irre," fing ich alſo an, entſchloſſen der Sache auf den Grund zu kommen, — „aber mir will es ſcheinen, als würde die Unterhaltung heute ziemlich unvernehmbar geführt."

„Meinen Sie", ſprach die alte Dame mit einem halben Schmunzeln, einem ſogenannten grünen Lächeln. „Nun, vielleicht iſt ſie eine mehr innerliche, als äußerliche."

Wohl hatte ich bemerkt, daß Hedwig leicht zuſammen gebebt war, als ich die Stille unterbrach, und nun in banger Erwartung beklommenen Herzens da ſaß.

„Jedenfalls kann es aber keine beſonders heitere

ſein," ſagte ich, — „ich müßte denn die ſtumme Schrift auf den Stirnen nicht zu leſen wiſſen."

„Angenehm iſt ſie allerdings nicht," meinte die alte Dame und legte einen beſondern Nachdruck auf das „nicht!" den ſie noch mit einem bedeutſamen Kopfnicken verſtärkte.

„Und darf ich nicht meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß man eine ſo wenig angenehme Unterhaltung ſo lange führt?"

„Sie mögen ſich immerhin verwundern," ſagte die alte Dame, „dennoch wird ſie kaum eher abgebrochen werden können, als die Urſache der Verſtimmung nicht gehoben iſt."

„Und darf ich dieſe nicht wiſſen?"

Die alte Dame ſah mich, wie durch meine Kühnheit verblüfft an. Dann ſtarrte ſie wieder, auf dem Tiſche trommelnd, in das Weite hinaus; endlich fand ſie ſich bewogen, zu ſagen:

„Ich hatte — ſehen Sie — einen kleinen Verdruß mit Hedwig."

„So!" ſagte ich bedauernd, während das Mädchen noch unruhiger zu Boden ſah.

„Nach Ihrer Miene zu ſchließen," fuhr die Matrone fort, „bezweifeln Sie, daß Hedwig mir Verdruß

von Waldenburg," fuhr jetzt die Alte in verändertem Tone und nur so wie beiläufig fort, obgleich ich nachher stark die Vermuthung hegte, daß sie damit erst den eigentlichen, den Haupttrumpf ausspielen wollte.

Jetzt bemerkte ich, daß sowohl Amychen als Hedwig die Köpfe plötzlich aufrichteten und ihre Blicke mit Spannung nach mir hefteten. Ich selbst hatte die letzten Worte kaum verstanden und setzte eine verwirrte Frage entgegen, denn ich sagte:

„Dazu wollen Sie mir gratuliren?"

„Sie müssen mich recht verstehen, Herr Lieutenant, — Sie sind ja im gleichen Falle mit meiner Nichte."

„So," sagte ich, noch immer völlig mechanisch, ohne zu wissen, was ich sagte. „Woher wissen Sie denn das?"

Die Matrone kam bei dieser bewußtlosen Frage in starke Verwirrung, äußerte aber dann, was sie offenbar (mit Verlaub zu sagen) log:

„Wir hörten es jüngst in Landau."

„Was denn?" fragte ich weiter wie geistesabwesend, während die Spannung Hedwigs den höchsten Grad erreicht haben mochte.

„Nun, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß

Sie verlobt ſind," verſetzte die alte Dame faſt mit herbem Erſtaunen.

Jetzt verſtand ich ſie vollkommen. Und mir war, als finge der Boden unter mir zu wanken an. Während ich eben noch blaß und bleich drein ſchaute, übergoß es mich jetzt, wie mit Feuersgluth und warmem Blute. Mein Blick begegnete dem Auge Hedwigs, es war ſtarr auf mich gerichtet. Ihr Antlitz aber war ſo blaß, ſo leichenblaß, ſo bleich geworden! Selbſt aus ihren Lippen war alles Blut gewichen, da ſie in meinem Erröthen das Eingeſtändniß deſſen ſah, was ſie vielleicht bis jetzt nicht geglaubt hatte.

„Alſo nehmen Sie noch nachträglich unſere Gratulation, Herr Bräutigam," hub die alte Dame unbarmherzig, mit kalter grauſamer Höflichkeit wieder an, indem ſie nach Hedwig einen bedeutſamen Blick warf. „Wir konnten nicht eher gratuliren, da Sie, aus Gründen, die mir nicht bekannt ſind, unterlaſſen haben, uns von Ihrer Verlobung zu unterrichten."

Eine Pauſe peinlichſter Verlegenheit trat ein. Offenbar hatte die alte Dame einen doppelten Zweck im Auge gehabt, den nämlich: ihrer Nichte, deren aufkeimende Liebe ihr wohl kein Geheimniß geblieben, noch eine rechtzeitige Mahnung und Warnung zu ge-

ben, zugleich ihrem Gaſte aber eine wohlverdiente Lection zu ertheilen, — und dieſes Letztere war ihr gründlich gelungen. Ich muß einen erbarmungswürdigen Anblick dargeboten haben. Und die Bitterkeit meiner Empfindungen wurde noch durch den Anblick Hedwigs geſteigert, da ſie ſo bleich, ſo ruhig und ſtille daſaß, als ſei alles Leben ihr entflogen. Nun war auch bei mir die Röthe der Scham und Verlegenheit einer Bläſſe der Zerknirſchung gewichen. Vergebens rief ich all' meine ſonſtige weltmänniſche Sicherheit, meine Geiſtesgegenwart zurück; ich wußte mich nicht mehr zu faſſen, mir nicht zu helfen. Dabei empfand ich nur zu ſehr, daß die alte Dame aus kluger Berechnung ſo handelte, um ihrer jungen unerfahrenen Nichte die Augen zu öffnen über den Abgrund, an deſſen Rand ſie mit ihrer aufkeimenden Neigung getrieben wurde, durch mich geführt wurde.

Die Matrone allein behauptete dabei ihre Faſſung und Sicherheit. Wenn ſie mir nicht zu Hülfe kam, vermochte ich mich nicht mehr zu ſammeln. Sie hatte uns Beide lange ſchweigend beobachtet. Dann ſprach ſie mit veränderter, ſogar weicher Stimme:

„Hedwig, willſt Du nicht dem Herrn Lieutenant noch eine Taſſe einſchenken? Thu' es, Kind! es möge

unſerm verehrten Gaſte eine freundliche Erinnerung an die eigene Braut in der Ferne ſein.“

Das Mädchen erhob ſich ſchweigend, mit wankenden Knieen. Die ſilberne Kanne zitterte heftig in ihrer Hand. Ich hörte den beklommenen Athemzug ihrer bedrängten Bruſt. Ich fühlte, daß ich um jeden Preis mich aufringen und ſtark machen mußte, um dem holden leidenden Weſen neben mir aufzuhelfen, zu Muth und Kraft in dieſer Noth, zur Ergebung in dem Schmerz des Augenblicks.

„Verehrte Frau Räthin,“ fing ich alſo mit leiſer Stimme an. „Ich bekenne mein Unrecht. Sie haben vollkommen Recht, ſich über den — Mangel an Vertrauen zu beklagen.“ Ich hätte beinahe Mißbrauch des Vertrauens geſagt, und fuhr dann fort: „Nur bedenken Sie, daß wenn ich Sie durch Anſpruchnahme Ihrer Gaſtfreundſchaft beläſtigte, mir nicht einfallen durfte, Sie alsbald auch mit meinen Familienangelegenheiten und perſönlichen Verhältniſſen zu behelligen.“

„Und doch durften Sie auf unſere Theilnahme rechnen, Herr v. Waldenburg“, ſagte die alte Dame mild. „Und Sie werden mir hoffentlich nicht zürnen,

wenn ich die Sache berührte, um — Klarheit in die Situation zu bringen, wenn Sie wollen.“

„Gewiß, verehrte Frau“, antwortete ich nur flüſternd, indem ich mich zu ihr vorbeugte. „Sie handelten klug und weiſe.“

„Aber hart, grauſam dürfen Sie vielleicht hinzuſetzen“, erwiderte ſie ebenfalls leiſe. „Jedoch iſt das Leben ſo, daß man oft die rauhe Seite herauskehren muß, ſo ungern es auch geſchieht. Doch laſſen wir das jetzt, mein beſter Herr v. Waldenburg. Der Morgen iſt ſo ſchön. Trinken Sie Ihre Taſſe vollends aus, und dann wollen wir einen Spaziergang machen, wenn es Ihnen gefällt, und zu Mittag daheim auf das Wohl Ihrer lieben Braut trinken.“

Hedwig ſaß noch immer ſtill und bleich wie eine Todtenbraut. Ich trank aus der Taſſe, die ſie mir eingeſchenkt, ſetzte ſie nieder und ſprach dann:

„Wollen Sie mir erlauben, Frau Räthin, daß ich meinen Vorſatz, mit dem ich heute erwachte, ausführe. Ich habe ſchon zu lange Ihre edle Gaſtfreundſchaft genoſſen und darüber den Zweck meines kurzen Urlaubs nicht ganz erreicht, dieſe intereſſante Felſenlandſchaft völlig kennen zu lernen. Das Schönſte der

Gegend bleibt mir ja noch zu ſehen: das Dahner Thal.“

„Sie wollen fort? Aber heute doch nicht?“ fragte etwas betroffen die alte Dame, während Hedwig noch immer kein Wort ſprach.

„Ich muß die Zeit benützen und habe Eile, wenn ich noch Alles ſehen und zu rechter Zeit in Landau ſein will. Kam ich doch heute mit der Abſicht herunter, Ihnen für Ihre edle Gaſtfreundſchaft zu danken und — Abſchied zu nehmen!“

Hedwig war zuſammengezuckt und beugte ihr Antlitz nieder; es ſchnitt mir durch die Seele. Die Tante ſah nachdenklich und faſt bekümmert vor ſich hin. Dann ſprach ſie:

„Sie würden mir eine Freude machen, Herr v. Waldenburg, wenn Sie noch blieben. Doch muß ich Ihren Entſchluß ehren und darf nur hoffen, daß Sie nicht in Unfrieden und nur mit freundlichen Erinnerungen ſcheiden.“

„Sie dürfen deſſen verſichert ſein,“ antwortete ich mit warmem Gefühle.

„Und Sie beſuchen uns doch bald wieder?“

„Vielleicht bald wieder,“ ſprach ich mit Nachdruck.

„Mit Ihrer Braut?“

Aber ich war ſchon auf dem Wege in's Haus. Im Hofe ſang noch immer die Käthe ihr Lied:

„Was ſoll ich dir klagen, herztauſiger Schatz?
Wir beide müſſen ſcheiden und finden kein Platz.
Geh', hol mir mein Mantel, geh', hol mir mein Stock!
Jetzt muß ich marſchieren, muß ſagen: B'hüt' Gott!"

Ich ſprang die Treppe hinan und hatte raſch meine Reiſetaſche mit dem Wenigen gepackt, das ich mitgenommen. Eines der Gelbveigelein in der Vaſe am Fenſter nahm ich mit. So gerüſtet kam ich wieder in's Haus hinunter an der alten Nane vorüber. Ich griff in die Taſche und gab ihr ein reichliches Geſchenk, auch etwas für die Käth'. Die alte Nane ward dabei ganz roth und verlegen.

„Ach," ſagte ſie, „wenn ich das gewußt hätte, daß der Herr Lieutenant ſo gut iſt, hätte ich nichts davon geſagt."

„Wovon?"

„Ei, was in den Briefen ſteht!" erwiderte die Alte, und mir war nun klar, woher die Räthin ihre Kenntniß meiner Verlobung hatte. Die Briefe Eugeniens, welche Tags vorher einen ganzen Nachmittag lang offen in meinem Zimmer gelegen waren, hatten die Lecture der alten Nane gebildet. Das war nun

nicht mehr zu ändern, und ohne ein weiteres Wort ging ich in den Garten, um mich von den Damen des Hauſes zu verabſchieden. Draußen im Hof ſang die muntere Grasmagd noch immer fort:

„Mein allerfeinſt Liebchen, nimm mich in Dein Schutz!
Jetzt woll'n wir erſt lieben, den Leuten zum Trutz.
Den Leuten zum Poſſen, den Leuten zum Trutz.
Ich will mein' Schatz lieben, wenn's mich auch nichts nutzt."

Bald hatte ich von Amychen Abſchied genommen, das traurig da ſtand. „Grüßen Sie mir meinen Freund Franz!" hatte ich ihr zugeflüſtert und wandte mich nun zu der Frau des Hauſes. Sie zeigte tiefe Bewegung, als ich ihr die Hand reichte, die ſie mir warm drückte, indem ſie ſagte:

„Alſo doch! Nun, leben Sie wohl, Herr v. Waldenburg, — behalten Sie uns in gutem Andenken, wie wir Sie."

Ich ließ ihre Hand fahren und ſie wandte ſich etwas ab, vielleicht um eine Rührung zu verbergen, die ſie nicht kundgeben wollte, vielleicht auch, um mir Zeit zu laſſen, von Hedwig Abſchied zu nehmen, den ſie uns ungeſtört laſſen wollte.

Hedwig hatte ſich aufgerichtet. Sie ſtand da mit einer Hand auf den Tiſch geſtützt. Ihre ganze Ge-

ſtalt bebte, als ich mich jetzt näherte, ihr Anblick wollte mir das Herz umwenden. Jetzt griff ich nach ihrer zitternden Hand, ich umſchloß ſie innig. Einen Augenblick lang ſtanden wir ſo ſchweigend, meine Augen auf ihre leidvollen Züge geheftet, während ſie ſich halb abwandte und den Blick zu Boden ſenkte.

„Hedwig!“ ſagte ich endlich. „O zürnen Sie mir nicht. Es würde mir die Bitterkeit des Scheidens noch unendlich ſteigern, wenn Sie mich gehen ließen, ohne den Troſt, daß Sie mir nicht böſe ſind. Es war unrecht von mir — aber doch nicht ſo unrecht als es ſcheint. Könnten Sie in mein Herz ſehen, Hedwig. Vielleicht, o vielleicht darf ich es noch beweiſen, was — — — o Hedwig! Wie glücklich war ich in dieſen Tagen und wie unglücklich! So leben Sie wohl, Hedwig! — erinnern Sie ſich meiner ohne Groll. Hedwig, leben Sie wohl!“

Am ganzen Leibe bebend ſtand ſie da und rang mit ihren Empfindungen. Aber ſie konnte die großen Thränen nicht zurückhalten, die durch ihre langen zarten Wimpern quollen. Ihre Miene wechſelte krampfhaft, ihr Buſen wogte in ſchmerzlicher Beklemmung, ihr Mund kräuſelte ſich harmvoll und die Lippen zuckten in tiefem Weh. Und nun flüſterte ſie — ſie brachte

kaum die Worte hervor — ſie flüſterte das Scheidewort:

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl und — ſeien Sie glücklich!“

Ich konnte mich nicht mehr halten vor Schmerz und ſtürzte, ohne mich wieder umzuſehen zum Garten hinaus in den Hof. Die Schlußſtrophe von Kathens Lied tönte mir noch nach:

„Ach Scheiden, ach Scheiden! Wer hat dich erdacht?
Der hat ſo viel Leiden uns Beiden gebracht.“

Raſch war ich um das Haus herum auf dem Wege nach der nahen Heerſtraße. An der Gartenmauer hörte ich ein krampfhaftes Schluchzen und ſah empor. Hedwig ſtand dorten von den Armen ihrer Tante aufrecht gehalten. Und nun hörte ich — vielleicht zum letztenmale ihre Stimme — in einer tiefen Klage.

„O Tante! Tante! Tante!“ jammerte ſie in herzzerreißendem Tone, mit aufgehobenen Händen.

Es lag ein unergründliches Weh, Vorwurf und Verzweiflung in dieſen Worten, und die Tante empfand dies, denn ich hörte ſie noch in merklicher Erſchütterung ſagen:

„Mein Kind, es mußte ſein! Ich that's mit ſchwe-

rem Herzen. Aber beſſer zu früh als zu ſpät. Ihr Beide werdet mir noch darum danken!“

Ich eilte weg, um ſo raſch als möglich in die Einſamkeit zu kommen, wo Niemand die Ausbrüche meines Schmerzes ſehen konnte. Noch von der Straße aus, die ſich dorten weit vorbiegt, ſah ich nach dem Hauſe zurück. Noch konnte ich das helle Gewand Hedwigs, ihr Tuch vor den Augen erkennen, als ſie dorten an der Gartenmauer ſtand und mir nachſah. Und dann war ich allein auf der Straße im Gebirge, allein mit meinem Weh.

Achtes Kapitel.

Ein letztes Wort.

Am Drachenfels und Geyerstein vorüber, zwischen den seltsamsten Bildungen des Sandsteins und den abentheuerlichsten Gebirgsgestaltungen hin kam ich nach Dahn in's grüne Thal der Lauter, die sich hier durch die prächtigsten, wunderlichsten Naturscenen windet. Ich stand auf der Spitze des Jungfernsprungs, der in gewaltigen Massen über den schönen Flecken hereinhängt; ich strich in den Felsenhöhlen der drei Dahner Schlösser umher und scheuchte die Fledermäuse dorten auf; ich stand vor dem trichterförmigen Kerker im Bauch des Burgfelsens, wo der wilde Räuber Stophes von Dahn seine Gefangenen verfaulen ließ, und sah von da in die tiefe Wildniß von Wald und Sandstein hinein; ich wanderte von den Ruinen zwischen den colossalen Geschieben und grotesken Formen des Ge-

birgs hin bis zu der Michaelskapelle unter einem ungeheuern Dom von zerklüftetem und gespaltenem Fels. Meine Sinne sahen das Alles wohl und staunten. Aber meine Seele war nicht mit dabei und weilte in einem sanfteren Thale. Und ich ging an der Lauter entlang hinan bis zum einsamen Posthause an der Kaltenbach, das von dem ungeheuern Teufelstisch — einer gewaltigen Felsenplatte auf zwei geborstenen Pfeilern — überragt ist. Die Posthörner klangen in dem grünen Thalkessel, wo von allen Seiten her die Quellenbäche der Lauter, die in den ungeheuern Wäldern der Frankenweide entspringt, zusammenrauschen. Fort wollte ich mit dem Postwagen durch's Annweilerer Thal nach Landau hinaus, und es reute mich wieder. So wanderte ich im herrlichen Thale zwischen Wald und Feld und Wiesen hin zurück nach Dahn mit der sanften Lauter, von der mir Hedwig einst in schöner Begeisterung gesprochen, da wir mit einander an ihrem Ufer gegangen. Und nun lenkten meine Schritte von Dahn südlich durch die Felsenklamm in weite stille Wälder ein, wo nichts meinen Schmerz störte, dem ich leben wollte.

Stundenlang war ich fortgewandert, keine Seele begegnete mir. Nur ihre zarte holde Gestalt schwebte

neben mir her mit bleichem Antlitze und thränenschweren Augen. Sie blickten mich klagend und vorwurfsvoll an, dieſe lieben, ſanften Augen! O, ich empfand die ſtumme Anklage derſelben mit wildem Weh, als ich ſo einſam durch die Wälder der Vogeſen ſchritt. Ich empfand, was ſie ſagen wollten, und ich konnte, ich wollte mich nicht mehr vertheidigen, ſondern nur noch dulden und büßen, was ich verſchuldet, da ich in der reinen jungfräulichen Seele die zarte Blüthe ihrer Liebe ſich entwickeln ſah, ohne ſie nicht ſchon im Keime durch ein erklärendes Wort erſtickt zu haben.

Und wieder verſuchte ich, mich ſelbſt aufzurichten. Ich las die Briefe Eugeniens, rief mir ihre reizende Erſcheinung in's Gedächtniß zurück, jenen Moment auf dem Balle und während der Heimfahrt. Vergeblich! Was waren mir die Triumphe im hauptſtädtiſchen Leben, der leere Glanz und Schein ohne inneren Gehalt! Ich hatte ſeitdem ein anderes Leben und Lieben ahnen lernen, meine Hoffnungen und Wünſche gingen nach andern Richtungen, meine Seele machte andere Anſprüche. Eugenie konnte als der Gegenſtand aller Huldigungen meine Eitelkeit befriedigen, aber — was war ſie meinem Herzen?

Endlich trat ich aus dem Walde, und in einem waſſerreichen Thale lag ein Gebirgsdorf vor mir. In einer kleinen Stunde den ſtarken Surbach entlang könne ich in Schönau an der Grenze ſein, hatte ich mir ſagen laſſen, und wanderte durch das blühende Thal bis zu den Weihern der pochenden Eiſenhämmer von Schönau. Und wieder irrte ich von dorten in den tiefen Grenzforſten umher über Berg und Thal, kam an ſtillen Waldhöfen und rauchenden Kohlenmeilern vorüber zur einſamen Ruine Blumenſtein, und von dort durch dichten Bergwald in hohes Haidekraut und wild verſchlungenes Gehölz, wo mir nicht einmal mehr ein Grenzwächter begegnete. Schon war ich, ohne es zu wiſſen, auf franzöſiſchem Boden, als ich auf zwei mächtig aus dem Walde ragende Felſen ſtieß, auf welchen Ruinen ſichtbar waren. Die Felſen waren durch einen Spalt getrennt, der eine grüne Schlucht bildete, wie ſie Mönch Ekkehard im Waltharilliede ſchon vor tauſend Jahren lateiniſch beſchrieben. Ich ſtand vor dem Wasgenſtein, wo Herr Walther die mit ihm vom Hofe König Etzel's entflohene Braut barg, als er von König Gunther, Hagen und den andern Helden bis hieher verfolgt und angegriffen worden. Lebhaft vergegenwärtigte ich mir den Moment,

wie der junge Königssohn im Felsenspalt stehend einen um den andern niederschlug, bis man ihn ruhig ziehen lassen mußte auf dem Passe durch den Wasgenwald nach Lothringen, auf der heutigen Heerstraße nach Bitsch, die tief unten im Thale als weißer Streif aus dem Walde blinkte. —

Ach! Ich konnte hier nicht um sie kämpfen, die ich über Alles liebte, und suchte den Weg durch die Wildniß auf jene Straße, die längs der deutschen Grenze durch die Bergwälder läuft. Bald sah mir die einsame Ruine Lützelhard von wildem Gesteine nach, da ich an der auf Felsennadeln thronenden Arnsburg vorüberkam und die Freundsburg in ihrer Einöde besuchte. Der ungeheuere Fels, auf dem sie thront, lag bald wieder hinter mir, und nun zeigten mir französische Douaniers in ihrem Elsasser „Dütsch" den Weg zur pfälzischen Grenze zurück, da schon der Abend hereinbrach.

Mehrere Tage waren so seit meinem Abschiede von Erlenbach vergangen, der morgige war der letzte meines Urlaubs. Und noch hatte ich den Fleckenstein, die merkwürdigste dieser vielen Burgen bei Schönau, nicht besucht. In der Dämmerung erstieg ich jetzt den Hügel mit seinen Obstbäumen, aus welchen sich

eine gewaltige, regelmäßige Felsensäule erhebt, in die das Schloß hinein gebohrt ist. Ich habe anderswo solche kühne Bauten nicht wieder gesehen, wie sie sich im Grenzlande des Wasgau in und aus dem Sandsteinfels zu erstaunlicher Festigkeit entwickeln. Aber ich vermag hier in keine nähere Schilderung einzugehen.

Vor mir lag ein hoher bewaldeter Berg, — von dessen Kuppen, in der Dämmerung noch erkennbar, starre Felsenriffe und drei Burgen über die Waldnacht emporragten. Von den Fleckensteiner Hofleuten ließ ich mir den Weg da hinauf beschreiben, denn ich hörte, daß ich in jenen gebrochenen Mauern auf der steilen Waldhöhe nichts weniger vor mir habe, als die Geisterburg des Ritters Lindenschmidt, dann die Hohenburg der Mutter Sickingens, und die Wegelnburg der verwunschenen Prinzessin, von der mir Hedwig erzählt hatte.

An den Berghängen führte mich der Weg hoch hinan durch stillen Wald. Leise flüsterten mir die Baumwipfel in der schönen Mayennacht die Trostsprüche der Natur zu, während mich schmerzliche Sehnsucht emportrieb. Endlich hatte ich hoch oben das Joch zwischen den Kuppen und grünen Buchen

erreicht, wo der Markſtein ſteht, der die Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich bezeichnet. Durch feuchte Buchenhallen drang ich empor bis in die Thore der Hohenburg, deren geringe Reſte hoch über dem Walde den im Oſten aufſteigenden Mond begrüßten. Es trieb mich weiter zur Burg Lindenſchmidts, von dem ſeinerzeit allerorts, wie heute noch in Rothweiler unten, geſungen ward:

„Es iſt nit lang, daß es geſchah,
Daß man den Lindenſchmidt reiten ſah
Auf ſeinem hohen Roſſe,
Er ritt den Rheinſtrom auf und ab,
Hat ſein gar wohl genoſſen!“

Aber die Geiſter, welche das Felſenneſt hüteten, ließen mich den Weg nicht hinan finden, verſtrickten meinen Fuß mit Dornen und Ranken und führten mich, ſo oft ich von Neuem gegen den Burgfels vordrang, nicht weiter in dieſer undurchdringlichen Wildniß. Ich kehrte endlich um zum Grenzſtein auf dem hohen Joche und wandte mich auf der deutſchen Seite zur Wegelnburg hinan, um dorten die Mitternachtſtunde zuzubringen. Gleich Ungeheuern der Vorwelt ſtehen da neben dem Pfade die Felſen in dem Walde; auf einem derſelben, „dem Krötenſtuhl“ iſt in ſolcher

Stunde die gelbe Haarlocke der Prinzeſſin zu finden, die ihrer Erlöſung harrt. Endlich erreichte ich die Felſenſpitze des Bergs, von welcher der gebrochene Thurm weithin über alles Gebirg und Land ſchaut. Die Fernſicht von der Wegelnburg iſt ja eine der großartigſten am Rheine; denn über die waldige Vogeſenfirne ſieht man tief nach Lothringen hinein, wo die Felſenfeſtung Bitſch den Blick feſſelt, nach Norden über die ungeheuern Wälder im Herzen der Pfalz bis zum fernen Donnersberg, und nach Süden über das Elſaß hin will man ſogar die Schweizeralpen erkennen. Als ich endlich durch das Dornengewinde hinauf hinter den Thorbogen gelangt war in eine finſtere Halle, wo ich auf Kohlen trat, umfloß Mondſchein geiſterhaft die wenigen Mauerreſte. Das Gewälde unten rauſchte eine hehre Symphonie, die der Schöpfer ſelbſt komponirt hatte und von ſeinen unſichtbaren Dienern in ſtiller Mitternacht über der ſchlummernden Welt aufführen ließ. Ich horchte, lauſchte und träumte. Meine Augen irrten nicht in der Ferne, ſondern weilten in nordöſtlicher Nähe über einem lieblichen Thale, das ſich dorten zur Hälfte öffnete. Dorten ſchlummerte ſie jetzt, die Holde, ahnte wohl nicht, daß

ich wachend und ihrer gedenkend auf der hohen Geiſterburg ſaß, von der ſie mir erzählt hatte.

„Wäre es auch nur, um die Jungfrau auf der Wegelnburg zu erlöſen, ſollten Sie ſich in das Schönauer Gebirg wagen!“ hatte ſie damals geſagt. Und jetzt ſaß ich in der Mitternachtsſtunde hier oben, und die Prinzeſſin kam noch immer nicht, ſo oft ich auch im Mondlichte ihr weißes Gewand zu ſehen meinte, während es doch unten rauſchte, als ob Geiſterhände das Gezweige vertheilten. Aber Dein Bild, Hedwig, Deine zarte Geſtalt umſchwebte mich auch in dieſer Stunde; ich ſah, wie Dein Auge ſtille weinte, ſah Deine im Schmerz gerungenen Hände. Und laut rief es in mir: „Dich, Dich allein will ich erlöſen, Du Theuere, Dich erlöſen aus aller Noth! Dich erringen oder keine!“

Ich war aufgeſprungen. Ein feſter, klarer, unabänderlicher Entſchluß war plötzlich über mich gekommen und riß mich aus meinem Sinnen und Träumen, — ein Entſchluß, dem kein Opfer, kein Hinderniß mehr zu groß däuchte. Ich wollte handeln, handeln für ſie, um mir das Glück meines Lebens zu erkämpfen. Noch lag die Nacht dämmernd über dem weiten Gebirg, aber der erſte Morgenhauch des

noch ungebornen Tags durchſchauerte mich erfriſchend; der Wind, welcher über die ſchwarze Waldnacht hinrauſchte, wehte mich erquickend an. Rückſichtslos wollte ich nach dem Preiſe ringen, — und dieſer Gedanke brachte mir die ganze Schnellkraft meines Weſens wieder. Faſt fröhlich brach ich auf und wanderte zu dem Markſtein auf dem Bergjoche zurück, der mich an ihre ſchöne vaterländiſche Begeiſterung erinnerte. Dann ging es tief hinab zu Thal durch das Bergmannsdörfchen Rothweiler, wo Alles in tiefem Schlummer lag. Nach einer Stunde überſchritt ich ſchon die Lauter bei dem Erzhäuschen und der Kapelle des Marſchalls Hanns v. Drot, wo ſie erſt jüngſt mit mir geweilt. Auch in Niederſchlettenbach war Alles ſtill, denn der Sonntagsmorgen lag noch der Nacht im Schooſe. Und nun ging ich wohlbekannten Weg am Erlenbach hinan; ich erkannte auch in der dämmernden Mondnacht die Stellen, wo ſich Hedwig auf jenem Spaziergange die Wieſenblumen gepflückt, um ihren Hut zu ſchmücken. Am Thurme Kleinfrankreich oben ſchlugen die Nachtigallen aus dem Gebüſche, während ich mit Herzklopfen die gebrochenen Zinnen des Berwartſteins begrüßte. Und nun ſtand ich ſchon vor den erſten Häuschen des Dorfes.

Was wollte ich jetzt hier? Nur an dem Hause vorübergehen, wo sie schlummerte, nur noch einmal nach ihrem Fenster sehen. Schon brach die Morgendämmerung an, schon lichtete sich der junge Sonntagmorgen. Aber im Dorfe regte sich noch nichts, auch nicht in dem Hause, vor dem ich jetzt mit unbeschreiblichen Empfindungen stand. Nur der Hahnenschrei kündigte den Tag an, sonst war Alles still im Hause. Tiefe Wehmuth hatte mich wieder überkommen. O, daß ich vorüber mußte und sie nicht sehen durfte. Ich stammelte und flüsterte in den frischen Morgen hinein mit dem Dichter:

„Geh' ich einsam durch die stillen Gassen,
Schweigt das Dorf, als wär' es unbewohnt;
Aus der Ferne rauschen nur die Wasser,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib' ich lang vor jenem Hause stehen,
Drinn das liebe, liebe Liebchen wohnt,
Weiß nicht, daß sein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit' ich lange sehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun sprech' ich: Lebet wohl, ihr Gassen!
Lebe wohl, du stilles, stilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze schwoll,
Und du Fensterlein, d'raus Liebchen schaute,
Und du Thüre, d'raus sie ging, leb' wohl!"

So ging ich in tiefer Erschütterung des Wegs und merkte erst im Angesichte des Berwartsteins, daß es derselbe Pfad, den ich mit ihr noch zuletzt an jenem Nachmittag gewandelt war. Die Nachtigallen des Grünbergs sangen ihre letzten Klagen, und schon erwachten die heiteren Sänger des Tags, als ich dem Wege folgend den Berg hinanschritt. Bald war ich an dem Platze, wo wir den Vetter Franz getroffen hatten, und nun war es mir vertraute Bahn. Ich ging langsam dahin und weilte an jeder Stelle, von der ich ihr eine Blume gepflückt. Perlenschwer vom Morgenthaue standen die Pflanzen umher, als ich den Pfad erreichte, den sie mich geführt, um mir das Amselnest zu zeigen. Bald war ich dorten und schaute mit verklärten Augen in die Buchenzweige, welche von ihrer Hand zurückgebogen, das Nestchen gezeigt hatten. Freundlich flöteten mich die Amseln an, die in der Nähe ihre Morgenhymne sangen. Und so lebendig stand die Scene vor mir, daß ich das Mädchen vor mir zu sehen wähnte.

Da hörte ich auf dem Pfade leiſe Tritte. Ich ſah zurück. O Himmel, wer kam langſam daher mit geſenktem Haupte und mit dem weißen Tuche in der Hand, das ſich oft zu den Augen hob? Wer kam daher im thauigen Waldgraſe, umſtrahlt vom Lichte des Sonntagmorgens?

„Hedwig! Hedwig!“ rief ich außer mir und ſtürzte auf ſie los.

Ein Schrei entrang ſich ihrer Bruſt. Sie ſtarrte mich an; dann bedeckte ſie mit den Händen ihr Antlitz, um ihren Augen das Blendwerk zu verhüllen, das ſich ihr vorſpiegelte. Ich war aber ſchon zu ihren Füßen, — ſie ſah, es war kein Trug ihrer Sinne, wer da vor ihr lag. Nun preßte ſie die Hände bebend an ihre Bruſt, ihre ganze Geſtalt zitterte, wankte, und ſie wäre in das Gras niedergeſunken, wenn ich ſie nicht aufſpringend, mit den Armen aufgefangen hätte.

Bewußtlos lag ſie einen Moment in meinen Armen.

„Hedwig!“ rief ich. „Hedwig, erſchrecken Sie nicht! Fürchten Sie nichts von mir. Ich will Ihnen nichts davon ſagen, wie ich Sie liebe, wie ich Sie

allein liebe, keine Andere auf Erden! O Hedwig, ſeien Sie ſtark in dieſer Stunde.“

„O Gott!“ hauchte ſie aus gepreßtem Herzen, indem ſie wieder das Angeſicht verhüllte. „O mein Gott!“

„Weinen Sie nicht, Hedwig! O, mein Engel, mein heiliges, frommes Kind, warum erſchrecken Sie vor mir! Warum ſcheuen Sie vor dem zurück, der jetzt ſo glücklich iſt! Haſſen Sie mich denn? Iſt Ihnen mein Anblick zuwider?“

Ein ſchwaches erſtorbenes Lächeln ſchwebte jetzt um ihren Mund.

„O ſagen Sie mir Hedwig, daß Sie mich nicht haſſen,“ flehte ich.

„Wie kann ich es!“ kam jetzt leiſe von ihren Lippen.

„Hedwig, Du meine Seligkeit!“ jauchzte ich. „So ſage mir, daß Du mich liebſt, wie ich Dich liebe.“

Noch hielt ich ſie in meinen Armen und ſah ihr in die geſenkten Augen, in das hocherglühende Angeſicht. Sie wehrte mit den Händen ab, aber ich flehte inniger, und ſie ſprach jetzt mit leiſem Geflüſter:

„Haſſen kann ich Sie nicht, — lieben darf ich Sie nicht. O drängen Sie nicht, haben Sie Erbarmen mit einem armen Mädchen!“

Ich ließ ſie los aus meinen Armen und wir ſtanden uns im Morgenglanze auf dem grünen Bergjoche gegenüber.

„Hedwig," fing ich nun an. „Nicht umſonſt hat uns das Schickſal in dieſer Stunde hier zuſammengeführt. Ich will nicht wieder von hier ſcheiden, bis zwiſchen uns Klarheit herrſcht. Bevor ich mich weiter erkläre, beantworten Sie mir zwei Fragen: Sehen Sie freudig der Ankunft Ihres Vetters entgegen, um ſeine Braut zu werden?"

„Herr v. Waldenburg", antwortete Hedwig jetzt mit großer Seelenſtärke, „Sie hätten vielleicht die Frage unterlaſſen ſollen. Nachdem ſie aber einmal geſtellt iſt, kann und will ich Sie nicht unbeantwortet laſſen: Nie werde ich gutwillig ſeine Braut werden. Nie kann ich einem Manne die Hand reichen, der meinem Herzen fremd iſt."

„Und nun, Fräulein Hedwig, erlauben Sie mir die zweite Frage: Wem würden Sie nun freudig Ihre theure Hand reichen?"

Ihr zarter Buſen wogte ſtürmiſch und wieder färbte ſich ihr liebes Antlitz in Purpur. Erſt nach einigem Zögern ſagte ſie mit faſt erſterbender Stimme:

„Niemanden!"

„Hedwig, nein — Ihre Antwort iſt entſcheidend für uns Beide. Das Glück meines Lebens hängt daran: Ihre Antwort wirft mir meine Schickſalsloose. Hedwig, könnten Sie, wollten Sie mich lieben, wenn ich — frei wäre?“

Sie ſtand wieder zitternd vor mir und antwortete nicht. Jetzt näherte ich mich ihr und ergriff ihre Hand, die ſie mir ließ. Und nun fing ich nochmals an, nach dem zu fragen, was ich aus ihrem Munde hören wollte:

„O Hedwig, Sie können mir mit ihrer Antwort eine Hölle und einen Himmel geben! O ſagen Sie es, was Niemand hört als der allmächtige Gott über uns, und was mich aufrichten kann in der Pein des Zweifelmuths: Könnten Sie mich lieben, wenn ich frei wäre?“

„O, Sie haben kein Mitleid und wiſſen doch ſchon, was ich ſagen müßte, wenn ich es ſagen dürfte!“

Das ſprach ſie in holdeſter Verwirrung, die noch ſchöner war durch den Schmerz, der ſich mit aus-ſprach. In mir aber jauchzte es laut auf.

Näher zog ich ſie an mich und ſagte mit gehobener Stimme:

„So fühl' ich mich frei von dieſer Stunde an!“

„O mein Gott — und — Ihre Braut?“

„Ich habe nur eine Braut, das biſt Du, meine holde Hedwig!“

„Sie wird ſich härmen, — o ſie wird — —“

„Sich tröſten!“ fiel ich dem jammernden, bebenden Mädchen in die Rede, indem ich es an meine Bruſt zog. „Eugenie wird ſich leicht tröſten, während Du, meine einzige, einzige Hedwig freudlos, wie ich ſelbſt, im Leben ſtündeſt, wenn ich nicht einer höhern Pflicht folgen wollte, als der, die mich ſeither feſſelte. Vertraue mir, bald komme ich, um Dich zu werben. So lange harre aus: Doch nein! Verſprich nichts. Ich will kein Verſprechen von Dir, bis ich frei und freiend vor Dir und Deiner Tante ſtehe.“

Hedwig wehrte ſich nicht mehr gegen mich, als ich jetzt ihre reine Stirne küßte, aber es durchſchauerte ſie bänglich, da ich meinen Arm um ihre holde Geſtalt legte. Ach, die reine jauchzende Freude unſerer Herzen war noch gebannt durch die Pflichten der Vergangenheit, die erſt gelöſt werden mußten. Unſere Seligkeit war eine in Wehmuth und Beklommenheit getauchte, aber ſie kündete ſich doch in den Blicken Hedwigs an, welche den meinigen begegneten. Ihre Wange, ihren Mund hatte ich noch nicht zu küſſen

gewagt, während wir jetzt so traut dahinschritten über das grüne Bergjoch, wieder jenen Buchen entgegen, die uns jüngst Schutz gegen das Wetter gewährt hatten.

Wir sahen hier weder Gebirg noch Thal, rings um hemmte der Wald die Aussicht. Aber helle Morgenglocken, die den Sonntag verkündeten, tönten wunderbar herauf, als wollten sie über den jungen Bund Segen läuten und ihn mit ihren Klängen weihen. So kamen wir unter die Buchen, deren grüne Halle erfüllt war von Morgenglanz und Vogelsang. Wie war mir zu Muthe, als die Heißgeliebte so an meiner Seite wallte, als mein Arm, um ihre liebe Gestalt geschlungen, die Holde an meine Seite preßte! Was wir sprachen? Nicht viel vernehmbares, — aber wenn unser Mund einsilbig war, sprachen unsere Herzen um so beredter durch die Augen.

Jedoch auch diese Stunde ging zu Ende, und wir mußten scheiden. Weinend und mit bangen Ahnungen lag Hedwig an meiner Brust. Jetzt küßte ich ihr die Thränen von den Wangen, während auch die meinigen flossen. Wir hielten uns lange und immer wieder umschlossen, als sei es das letztemal für's Leben.

Nun sprang sie schluchzend davon durch die grüne Halle. — Aber mein Ruf: „Hedwig! meine einzige

geliebte Hedwig!“ hemmte ihre Schritte, und wieder umfing ich ſie und küßte ihre Wange und Mund.

Heftig weinend hing ſie an meinem Halſe mit kummervollen ſchweren Ahnungen. Heftiger umſchloß ich ihre zarte bebende Geſtalt.

Dann aber mußte ich ſie doch ziehen laſſen. Und als ſie ſchon meinem Blicke entſchwunden war, flüſterte ich noch lange unter Thränen:

„Lebe wohl, mein frommes, holdes Mädchen! Lebe wohl! Meine Hedwig! Lebe wohl!“

Drittes Buch.

Kampf und Frieden.

Erſtes Kapitel.

Entſchlüſſe.

Tage und Wochen vergingen in der engen Feſtung, — faſt ein Tag wie der andere, entweder im Garniſonsdienſt, oder daheim auf meinem Quartier in Plänen und Hoffnungen für die Zukunft. Früher war mir Landau langweilig erſchienen, oder war ich's, — ich weiß nicht, was mehr! Jetzt erſchien mir die Stadt an Zerſtreuungen allzureich, ſo daß ich mich zuſammen nehmen mußte, um mich nicht in denſelben zu verlieren. Nun war ich freilich gewappnet gegen jede Verlockung durch ein Gefühl, das mein ganzes Weſen ausfüllte und mir alles andere leer und nichtig erſcheinen ließ. Ich verlor keine Zeit mehr am Trinktiſch, kein Geld mehr im Spiel und führte zum Erſtaunen meiner Kameraden plötzlich ein ganz zurückgezogenes Leben. Man zerbrach ſich den Kopf über

dieſe Veränderung in meinem Weſen, über dieſen Wechſel in meinem Treiben. Vergeblich. Ich hatte für das Geheimniß meines Herzens keinen Vertrauten. Nur beim Mittagstiſche fiel es Hartenſtein auf, daß ich den Verlobungsring, der früher meine Hand geſchmückt, nicht mehr trage, und er ſtellte eine Reihe von Vermuthungen darüber an, und fand, daß es mit der reichen Braut ſeine eigene Bewandtniß haben müſſe, was Grund genug für einen armen Lieutenant gab, bei verlorenen Ausſichten auf ein Vermögen ſich einzuſchränken.

So drang er denn auch nicht weiter in mich, ſondern ließ mich meine Wege gehen und wählte ſich nunmehr zu ſeinen Ausflügen in die Umgegend einen Artillerieoberlieutenant von unbedeutendem Aeußern und höchſt unglücklichem Wuchſe, neben deſſen Figur die Hartenſteins in den Augen der ſchönen Töchter der Landhonoratioren ſich vortheilhaft abhob, weſſen er ſich in meiner Geſellſchaft eben nicht rühmen durfte. Der Tauſch war alſo für ihn höchſt vortheilhaft und das ſah er ein, denn er benützte den kurzgewachſenen Artillerieoffizier täglich als Folie ſeiner ſtattlichen Perſon, indem er mit dem neuen Freunde aus den Thoren ritt. Nun, es war ihm zu gönnen.

Die Welt iſt weit verbindlicher, als gewöhnlich angenommen wird. Man hat in der That wenig Urſache zu den häufigen Klagen über ſie. Lebt man flott, vergnügt, zur Geſelligkeit aufgelegt, ſo wird man auch von ihr aufgeſucht und geliebkoſt; zieht man ſich im Unglück oder in bedrängter Lage zurück, um allein zu ſein, ſo läßt ſie Einen allein. Das iſt doch Alles, was man verlangen kann. Nun fühlte ich mich weder unglücklich, noch in jener Lage, die man bedrängt heißt, — aber ich ſchien doch ſowohl das Eine als das Andere, und hatte ſomit den Vortheil der Unglücklichen und Bedrängten — allein für mich, für meine Lebenspläne, für meine Liebe leben zu können.

Zwar hatte ich ſeit Wochen nicht das Mindeſte mehr von Hedwig und ihren Verwandten vernommen. Hatten wir uns doch bei jenem Abſchied in den Buchen des Grünbergs gelobt, keinerlei Correſpondenz hinter dem Rücken der Tante zu unterhalten, ſondern treulich und geduldig zu warten, bis mir vergönnt ſei, mit offener Stirne und freier Hand um Hedwig zu werben. Aber unſer Verkehr war dennoch ein belebter, wenn er auch nur auf die Gedanken der Liebe beſchränkt blieb, deren Vermittlung den Lüften anvertraut ward, die mich vom nahen Gebirge umwehten,

ſo oft ich mir an ſchönen Sommerabenden den Spaziergang um das Glacis der Feſtung gönnte. Freilich konnte ich das Abendroth über den Bergen nicht ſehen, ohne den nagenden Schmerz des Heimwehs nach dem ſtillen Thale, wo ſie weilte. Dennoch war ich kein thatenloſer, blos träumereicher und in Sehnſucht ſich auflöſender Verliebter, der in unnützen und feigen Klagen die Zeit verſäumte, die zum Handeln nothwendig war. Dieſe meine Liebe war im Gegentheile der Jungbrunnen für meine Thatkraft und Denkungsart. Als ein leichtfüßiger, ſchon etwas blaſirter Lieutenant war ich hineingeſtiegen, als ein Mann mit aufgefriſchtem Lebenstriebe und erneuter ſittlicher Kraft trat ich heraus.

Wenn man nun erwartet, ich werde über große Thaten, heroiſche Anſtrengungen zu berichten haben, wird man ſich freilich getäuſcht finden. Das Heldenzeitalter iſt vorüber, — was aber die Gegenwart aufgiebt, iſt oft nicht leichter zu verwirklichen, wenn auch nicht der Glanz des Ruhms die dunkeln Herzenswege beſcheint, auf denen wir zum Ziele vordringen. Ich that einfach, was meine innere Pflicht war, und dieſe legte mir, einem in und mit der Welt erzogenen Lieutenant, größere Anſtrengungen auf und

forderte höhern Muth, als die äußere Dienst- oder Ehrenpflicht, die mir vielleicht befiehlt, dem Gegner die Nase zu spalten auf die Gefahr hin, mir selbst den Schädel spalten zu lassen.

Fest stand es in meiner Seele, den Bund zu zerreißen, dem die innere Weihe fehlte, und dem ich im Herzen nicht mehr angehörte. Ich wußte, daß ich damit kein Lebensglück zerstörte, kein Herz brach, keine Blume knickte. Was mir die Aufgabe allein erschwerte, das war der Gedanke an meine Eltern, — an die Freude meiner Mutter, daß die schöne reiche Erbin ihre Schwiegertochter werden solle, — an die Beruhigung meines Vaters über die Zukunft seines theuern Sohns. Aber — was mir künftig an Sorglosigkeit abging, ersetzte meiner Liebe Glück hinlänglich, und als Glücklicher konnte und wollte ich den Eltern ein um so liebevollerer und zärtlicherer Sohn sein. Dennoch trübte der Gedanke an meine Eltern die Stunde, in der ich am Pulte saß, um die entscheidenden Zeilen abzufassen.

Ein Brief, den ich um dieselbe Zeit von der Mutter erhielt, und dem auch einige Sätze von Eugeniens Hand beigefügt waren, erleichterte mir den Schritt sehr. Eugenie wollte von einer Hochzeit im Herbste

noch nichts wiſſen, — ſie wollte noch die Freuden eines Carnevals „mit Wonne und Unbefangenheit“ genießen, was durch eine Heirath leicht vereitelt werden konnte, wie ſie neckiſch verſicherte; ohnehin habe Heinrich ſchon im Brautſtande geringere Tanzluſt gezeigt, und könnte leicht als Gatte gar nichts mehr von Bällen wiſſen wollen oder doch nur als Brummbär mitgehen, wozu der Herr Lieutenant große Anlagen zeige. Dabei fragte ſie, ob es denn in der Pfalz auch ſo hübſche ländliche Tanzunterhaltungen gäbe, wie jetzt in den Luſtorten bei der Hauptſtadt, oder ob „Heinrich noch immer ſchlafe.“ Meine Mutter hatte mir Vielerlei zu ſchreiben, darunter auch, daß der Herr Kriegsminiſter neuerlich von einer Zurückverſetzung in ein hauptſtädtiſches Regiment für den Herbſt nichts wiſſen wolle, wodurch ohnehin die Hochzeit für das laufende Jahr eine Sache der Unmöglichkeit ſei, da Eugenien nicht zuzumuthen, in die ferne Grenzfeſtung überzuſiedeln. Beiläufig las ich aus dem Briefe meiner Mutter noch die intereſſante Nachricht, daß Eugenie eine Einladung der Generalin v. X. den Hochſommer auf deren Landgut zuzubringen, angenommen habe; das las ich deshalb mit beſonderer Theilnahme, weil mein früherer Oberlieutenant, der

Kammerherr und Pathe des Herrn Kriegsminiſters, auf demſelben Landgute ſeines Onkels, des Generals, ſeinen Urlaub zu verbringen pflegte. In aller Unſchuld berichtete noch meine gute Mutter, daß der Kammerherr, mein früherer Oberlieutenant, wegen der Naſe nichts nachtrage, da ſie jetzt beſſer ſitze, als früher, ja, daß er gegen Eugenie ſogar noch freundlicher ſei als ſonſt, was für ſeinen gutmüthigen Charakter zeuge; auch tanze Eugenie jetzt beſſer mit ihm, da er noch eigens Tanzſtunden genommen und große Fortſchritte gemacht habe.

„O, das freut mich ungeheuer, liebe Mama!“ ſchrieb ich in Rückſicht auf dieſe Nachrichten an meine Mutter. Den ernſten Brief an Eugenie, den ich begonnen hatte, legte ich jedoch hinweg und antwortete in ihrer Weiſe: Es ſei Schade, daß ſie nicht beim Ballet engagirt worden, und ob ſie nicht lieber einen Tanzmeiſter heirathen möchte! In dieſem Falle brauche die Hochzeit weder aufgeſchoben noch aufgehoben zu werden. Indeſſen ſchlafe Heinrich nicht, ſondern wache darüber, daß ſein künftiges Haus kein Redoutenſaal werde. Dann wünſchte ich ihr viel Vergnügen auf dem Landgute der Generalin, und ſie möge ja ſich nicht zu ſehr an der Naſe des Ober-

lieutenants ſtoßen, da dieſelbe leicht wieder herabfallen könnte.

Darauf erhielt ich mit einem ſehr ernſten Schreiben meines Vaters, einen troſtloſen Jammerbrief meiner Mutter, die mich ihr armes unglückliches Kind, ihren Schmerzenreich nannte und mir verkündete, daß Eugenie ihr Bedauern ausdrücken laſſe, mit ihrem Vetter einen „ihrer beſſern Tänzer" zu verlieren, wenn auch ſonſt wenig an ihm zu verlieren ſei. Das war ein unfreundlicher Abſchied, wurde von mir jedoch höchſt freundlich aufgenommen und erwiedert, indem ich Ring, Haarlocke und was mich ſonſt noch an Eugenien erinnerte, in äußerſt feines und zartes Papier einwickelte und auf die Poſt trug, wo ich ein ähnliches Päckchen entgegen nahm. Nun ließ ich es mir angelegen ſein, den Brief meines Vaters in würdiger Weiſe zu beantworten und meine Mutter zu tröſten, — es ging mir von Herzen, und die würdevolle Antwort meines Vaters ſagte mir, daß es den Weg zu ſeinem Herzen gefunden hatte, ja, daß er erſtaunt war, einen Ernſt und Lebensanſchauungen in mir zu entdecken, für die er mich unzugänglich gehalten hatte. Er nannte mich in dem Briefe nicht ſeinen „theuern Sohn", ſondern ſeinen „lieben Jungen",

aus Gründen, die mir wohlbekannt waren, denn ich hatte meine Lebensweiſe ſo einzurichten begonnen, daß ſeine Kaſſe dabei nicht mehr in's Spiel kam. Meine Mutter konnte freilich die reiche, ſchöne Schwiegertochter noch lange nicht verſchmerzen, — aber auch für dieſe ihre Wunde ſollte die Zeit noch ihren Balſam bringen.

Für's Erſte hatte ich noch unterlaſſen, eine deutliche Andeutung von meiner Liebe oder beſtimmter Pläne für die Zukunft einfließen zu laſſen. Ich ſelbſt aber beſchäftigte mich um ſo angelegentlicher mit denſelben. Aus Verſchiedenem hatte ich geſchloſſen, daß Hedwig kein reiches Mädchen ſei. Nur zu wahrſcheinlich reichte ihr Vermögen nicht einmal hin, die bei Offiziersheirathen nothwendige Caution zu ſtellen. Nun traten Entſagungen und Opfer an mich heran, die ich nicht mit ſchwärmeriſchen Augen als winzig klein und nichtig betrachten konnte; im Gegentheile mußte ich ihnen prüfend und mit dem rechten Maßſtabe entgegen ſehen. Der Ernſt des Lebens ſah mir ſtreng in's Antlitz. Und was mir noch vor Kurzem als baare Unmöglichkeit gedäucht, das ſagte ich in feſtem, männlichem Entſchluß zu mir ſelbſt:

„Du mußt deine Epauletten ablegen! Mußt aus der Uniform!"

Und was dann? Im bürgerlichen Leben das Fortkommen ſuchen und der Geliebten einen Heerd gründen. Womit das geſchehen ſollte war nun der Gegenſtand meiner Prüfung und Unterſuchung. Ich ließ meine Fähigkeiten und Talente in Gedanken defiliren, — ich hielt Revue über meine Eigenſchaften und Geiſteskräfte. Aber die Armee dieſer Gattung, welche ein bayeriſcher Lieutenant aufmarſchiren laſſen kann, flößt keinen beſonderen Reſpect ein und iſt leicht zu überſehen. Es war auch bei mir ein ziemlich buntſcheckiger Haufen, mit dem ſich für's Erſte die Schlacht des Lebens nicht ſchlagen oder wagen ließ.

Da kamen vor Allem meine geſelligen Talente: ich konnte tanzen, fechten, reiten, wollte aber weder als Tanz-, Fecht- oder Stallmeiſter mein Haus gründen, noch durfte ich es auf den Sand meiner Unterhaltungsgabe bauen.

Nun meine künſtleriſchen Talente. Ich vermochte etwas beſſer zu ſingen, als ein Bänkelſänger, ohne deswegen Anſprüche auf eine Cantorſtelle erheben zu dürfen; auch konnte ich eine Guitarre leidlich ſtimmen und darauf herumklimpern, hatte auch früher das

„Heil Dir im Siegeskranz" paſſable auf dem Klaviere ſpielen können, jedoch nie einen Triller zuwege gebracht, und ſtand auch ſonſt mit dem Fingerſatz in Feindſchaft, war ſomit für einen Muſiklehrer verloren. Im Dichten hatte ich es ſchon einmal mit Hülfe des Reimlexikons bis zur erſten Strophe eines wunderſchönen Sonetts gebracht, das Fragment blieb; ſonſt kamen mir beſonders Nachts ſehr ſchöne poetiſche Gedanken, die ich im Dunkeln zu Papier brachte, — bei Tag war aber dann jedesmal weder Erinnerung noch ſonſt eine Spur der herrlichen Dichtungen zu entdecken, die der Welt verloren gingen, weil ich regelmäßig den Bleiſtift beim Niederſchreiben verkehrt genommen haben mußte. Ohnehin hat es nichts Verlockendes, im bayeriſchen Vaterlande unter die Dichter zu gehen, man müßte denn zeitweilige Hungerkuren als unerläßlich und beſonders gedeihlich für das häusliche Wohlbefinden erachten. Nun blieb mir noch mein Talent zum Malen übrig; meine kleinen Bilder gefielen mir immer ſehr gut, Andern deſto weniger, — ich ſelbſt hätte denn auch meine violetten Berglandſchaften fürſtlich honorirt, ſonſt wäre jedoch ſicher Niemand ſo kunſtfreundlich geſinnt geweſen.

Auf eine ergiebige Freundſchaft mit den Muſen

mußte ich also verzichten. Nun hätte ich noch viel Geschick zu einem Jäger, sehr wenig jedoch zu einem Forstmann gehabt. Meine Mathematik stand im Verhältniß zu meinem Latein, und vom Englischen und Französischen wußte ich gerade so viel, um keinen Sprachlehrer abgeben zu können.

Die Musterung meiner Fähigkeiten war fertig und das Resultat so trostlos und kläglich wie etwa die der südwestdeutschen Reichsarmee heutzutags wäre. Hätten damals die Erfindungen für die leidende Menschheit schon solche Fortschritte gemacht und Eingang gefunden, wie jetzt, würde ich möglicher Weise Ziegelmehl, Kreide oder Schmirgel, als untrügliche Mittel gegen Zahnweh, als Hühneraugenpflästerchen, Wanzenpulver, Haarbeförderungssalbe oder als Pillen gegen die Bleichsucht verwendet haben. Ich kam jedoch nicht auf solche Ideen und stand rathlos.

Glücklicherweise fiel mir noch ganz zuletzt etwas ein, und zwar — die holde Zuflucht so vieler Talente — die Post. Ich wunderte mich, daß ich nicht früher daran gedacht. War doch der Busenfreund meines Vaters General-Director des Verkehrs, ein Oheim von mir Oberpostrath, — da konnte es nicht fehlen. Mit Ernst prüfte ich meine Kenntnisse, blieb

Nächte lang über den Büchern, um die Lücken derſelben auszufüllen, und ging dann an den entſcheidenden Brief, der meinen Eltern die Wünſche und Hoffnungen ihres Sohnes kundgab. Ich ſchrieb ihnen von meiner Liebe zu Hedwig, ſchilderte ihnen das Mädchen meiner Neigung, von deſſen Hand mein Lebensglück abhing, machte ſie mit meinem Entſchluſſe bekannt und bat den Vater, mir beizuſtehen. Vertrauensvoll und mit zuverſichtlichem Ernſte ſtellte ich ihm die Entſcheidung anheim, mich zu einem fleißigen Beamten und glücklichen Menſchen zu erheben, oder mich zu dem Elendeſten auf Erden zu machen. Dann fügte ich bei, daß ich es für meine Pflicht halte, bevor ich um die Hand Hedwigs anhalte, die Einwilligung meiner lieben Eltern zu erflehen.

Die Spannung, mit welcher ich die Antwort erwartete, trieb mich die nächſten Tage unruhig umher. Die Zeit, innerhalb welcher ein Brief da ſein konnte, verſtrich — und meine Unruhe ſtieg. Stundenlang ſtand ich am Fenſter, um nach dem kommenden Poſtboten zu ſchauen; jeder Tritt vor meinem Zimmer machte mich in Erwartung ſchauern; ich ging auf die Poſt, um nach dem anlangenden Schreiben zu fragen — Alles vergeblich. Tag um Tag verging, Woche

um Woche, und die Ungewißheit wurde immer unerträglicher, die Pein wuchs zur Verzweiflung. Konnte nicht der erwartete Vetter Hedwigs indeß im Thale ankommen, ohne daß ſie etwas Weiteres von mir gehört? Konnte ihr Vertrauen in mich durch mein langes Ausbleiben nicht wankend gemacht, ihre Zuverſicht erſchüttert werden und das Zureden ihrer Verwandten auf die Bedrängte wirken? Und wenn der Vetter, den ſie ſeit ihrer Kindheit nicht mehr geſehen, wenn er ein liebenswürdiger, einnehmender Mann war, etwa wie jener ſchlanke Blondin, den ich in München getroffen? Der Gedanke preßte mir das Herz krampfhaft zuſammen. An ihre Liebe, an ihre Standhaftigkeit zweifelte ich nicht. Aber, ſie war ja ohne Nachricht von mir, ſie konnte mich durch mein früheres Verlöbniß gefeſſelt wähnen, ſie konnte ſich vergeſſen glauben, dann dem Einfluß ihrer Umgebung und des Umgangs mit einem gebildeten jungen Manne ausgeſetzt ſein, bis ihr Widerſtand gebrochen.

„Doch nein! nein!“ ſagte ich dann zu mir ſelbſt, „das thut meine Hedwig nicht!“ und rief mir jedes ihrer Worte, jeden Blick, jede Miene in's Gedächtniß zurück, um mich in der Pein jener Wochen gegen die Verzweiflung zu wappnen.

Ueber meine Eltern war ich aber nachgerade heftig erzürnt, daß sie mir diese Hölle durch ihr Schweigen bereiteten. Ich konnte es nicht länger ertragen und setzte mich hin, um meinem Unmuthe in einem Briefe entschiedenen Ausdruck zu geben. Da brachte mir mein Bediente einen Brief herein, — er war von meinem Vater. In fieberhafter Spannung und mich mehrmals verfärbend nahm ich ihn entgegen, und konnte ihn vor Beklommenheit nicht sogleich öffnen. Barg er doch mein Schicksalsloos. Heftig zitterte das Schreiben in meiner Hand, als ich endlich das Siegel erbrach. Und mit Herzklopfen las ich:

„Mein Sohn! Freude war es nicht, was ich über Deinen letzten Brief empfunden. Wider meinen Wunsch tratst Du in die Armee ein, wie mir scheint, aus kindischer Freude an dem glänzenden Elend, das sich mit dem Portepée gürtet, und aus Eitelkeit. Ich ließ Dich gewähren, versöhnte mich sogar mit Deinem Stande, als Dir die Hand Eugeniens zugleich die Mittel bieten zu wollen schien, Deinen eiteln Neigungen zu fröhnen. Mit dem Bruch des Verlöbnisses schwand die Sicherheit Deiner Zukunft, wurden viele Hoffnungen Deiner Familie zernichtet, ging die Freude Deiner

Mutter unter. Nun willſt Du Deinen Abſchied nehmen, auf Alles was Dir ſonſt theuer war verzichten, ein neues Leben beginnen, Deine Laufbahn von vorn anfangen. Freude war es nicht, was ich dabei empfand, es war Wehmuth, wenn auch kein Schmerz. Ich ſehe aus dem Ton Deiner Briefe, daß es Dir Ernſt iſt, daß Du ein Anderer geworden. Ich zweifle nicht an Deinem guten Willen, — ich will Dich auch nicht entmuthigen durch Zweifel an Deiner Ausdauer. Es muß jedenfalls ein ſtarker Zauber obwalten, der den eiteln, vergnügungsſüchtigen, koſtſpieligen Jungen, meinen theuern Sohn, in einen ernſten, ſtrebſamen, geſetzten Mann verwandeln konnte. Wenn dieſe Hedwig iſt, wie Du ſie ſchilderſt, ſo kommt es nur noch auf Dich an, um glücklich zu werden, — und zum Glücke iſt Reichthum nicht die erſte Bedingung, obgleich immer eine höchſt angenehme Zugabe. Du kennſt die Vermögens- und Familienverhältniſſe des Mädchens noch wenig, ich möchte jedoch darüber bald etwas Näheres hören; verſchiebe bis dahin Dein Abſchiedsgeſuch, wenn Du nicht mit einem Male ein fanatiſcher Verehrer des Poſtweſens ge-

worden biſt. Du biſt noch jung und haſt noch Zeit, um Dich in's Joch der Ehe zu beugen. Hältſt Du aber für Dein Glück nothwendig, es bald zu thun, ſo wünſch' ich nur, daß Beſtändigkeit Dein ferneres Leben leite, ſchon um des armen Mädchens willen, das meine Tochter werden ſoll und mir als ſolche willkommen iſt, auch wenn ich ihrem Gatten zu einer Stelle bei der Poſt verhelfen müßte. Es ſoll Dir, wenn Du Dich nur eines frommen Weibes würdig zeigſt, am Segen Deiner Eltern nicht fehlen, und Du weißt, daß Du keinen opferwilligeren Freund auf Erden haſt, als Deinen treuen Vater."

Da ſaß ich nun in tiefer Rührung. Ich drückte den Brief an meine Lippen und ſprach:

„O mein Vater! Mein lieber Vater, ich gelobe Dir von heute unwandelbare Liebe und Deiner würdig zu werden."

Erſt jetzt bemerkte ich, daß meine Mutter auf die Rückſeite folgende Zeilen geſchrieben:

„Mögeſt Du glücklich werden, mein Heinrich, mein Schmerzenreich, und ich will das Vergangene vergeſſen lernen, indem ich Dich bitte, das liebe

Kind, Deine Hedwig zu grüßen und zu küſſen im Namen derjenigen, die ihr gerne eine zärtliche Mutter werden will."

„Ihr guten, treuen Eltern!" rief ich, und die Freude über die Einwilligung wollte lange nicht aufkommen gegen die Rührung, mit welcher ich mich der Eltern erinnerte. Es war ſchon am ſpäten Abend, als ich noch im Dunkel meines Zimmers weilte.

Endlich aber ſprang ich auf. Hedwig war jetzt der Impuls, der mich forttrieb durch die Gaſſen der Stadt. Zu ihr! Zu ihr! jauchzte es in mir. Ich eilte zu Hartenſtein und rief ihn an:

„Haſt Du noch ſo viel Freundſchaft für mich übrig, daß Du mir morgen Deinen Schweißfuchs anvertrauen willſt?"

„Ha, der Melancholicus!" rief Hartenſtein mir erſtaunt entgegen. „Der Einſiedler! Und wie verändert! Du leuchteſt ja ganz, Waldenburg. Haſt Du das große Loos gewonnen? Haſt Du das Quadrat des Kreiſes gefunden? Das perpetuum mobile entdeckt oder ein neues Pulver erfunden? Oder haſt Du gar einen Orden erhalten?"

„Nichts von all' dem, Freund! Frage nicht lange,

Du ſollſt morgen, wenn ich zurückkomme, Alles erfahren.“

„Schau, ſchau! Ei, ei!“ machte Hartenſtein pfiffig, denn er begleitete ſeine Worte mit einem leiſen Pfeifen.

„Na, wirſt Du mir den Schweißfuchs überlaſſen?“

„Frage nicht lange, ſondern hol' ihn Dir!“ meinte jetzt Hartenſtein, und als Dankbarer ſchied ich von ihm.

Eine unerträglich lange Nacht hielt mich in den Mauern der Feſtung zurück, da ich deren für Jedermann verſchloſſenen Thore nicht mit dem Kopfe durchrennen, noch über Wall und Graben ſpringen konnte, auch keine Flügel hatte, ſo ſehr ich ſie wünſchte. So widerwärtig hatte ich das Feſtungsleben nie empfunden, als in jener Nacht, wo der Sternhimmel nur ein Paar Ellen breit zwiſchen den rußigen Dächern hereinſchaute. Ich meinte erſticken zu müſſen. Als wollte es gar nicht Tag werden, ſchlich die Zeit ihren Schneckengang, und doch war es nicht die längſte Nacht im Jahre, ſondern eine der kürzeſten deſſelben, denn wir befanden uns im Hochſommer. Zuletzt ſchlummerte ich doch noch ein.

Da hatte ich einen ſeltſamen Traum. Mir war's, als klettere ich auf dem ungeheuern Felſenriff, das ſich über das Dahner Thal erhebt, auf dem Jungfernſprung, und ſehe ſenkrecht unter mir die Häuſer des Fleckens, vor mir aber Hedwig gegen die Spitze des Felſens fliehend. Ich folgte ihr mit ausgebreiteten Armen, ſie aber floh, und floh bis an den äußerſten Rand, da, wo jetzt das Kreuz ſteht, und ſtürzte ſich, als ich ſie ſchon beinahe erreicht hatte, von der Felſenſpitze in die grauſige Tiefe. Die Lüfte füllten ihr Gewand und trugen ſie ſanft auf die Wieſen der Lauter nieder. Ich aber ſtürzte ihr nach in den Abgrund, ſchwebte über dem Häuschen unterm Fels, und fiel, und fiel. — Da wachte ich auf und lag in Angſtſchweiß gebadet auf der Matraze. Der junge Tag ſah licht und hell durch die Fenſter.

Ich hatte die Sage vom Jungfernſprung, wie ich ſie in Dahn gehört, nur nachgeträumt. Dennoch ſchauerte es mich bei der Erinnerung an den Traum. Bald jedoch war ich auf, zu Pferde und ſprengte durch die finſtere Halle des franzöſiſchen Thores über die Brücke hinaus in die Flur, wo mich der klare warme Schein der ſommerlichen Morgen-

ſonne umfing. Und wie der Vogel den Thau, ſchüttelte ich alle Schauer der Nacht vom Gemüth und ſprengte hoffnungsfreudig in's herrliche Land hinein gegen die Berge.

Zweites Kapitel.

Ein wilder Ritt.

Durch Felder, Weinberge und Wiesengründe des offenen Landes vor den Wasgaubergen fand ich den Weg nach Klingenmünster, über dessen Kastanienwäldern finster der Thurm von Landeck ragt, der mir einst widerhallend den theuern Namen entgegen gerufen. Im tiefen Wald- und Wiesenthal hinter dem Flecken sprengte mein Roß weiter an den Mühlen vorüber, durch die kleinen Gebirgsorte, an der Quelle des Klingbachs, dem Narrenbrunnen vorbei, auf sandigem Wege durch das Waldgebirge. Der Schweißfuchs Hartensteins griff rüstig aus, und dennoch erschien er meiner vorauseilenden Sehnsucht als träge Schildkröte.

Wo mochte ich die Holde überraschen? — Wird sie den wüthend einhersprengenden Reiter schon von

ferne erkennen? — Wie wird ſie freudig erſchrecken, aufjubeln, mir entgegen eilen, an die Bruſt ſinken! Wie wird ſie unter meinen Küſſen erröthen, wie mit klopfendem Buſen an meinem Herzen liegen! Wie wird ſie meinen trunkenen, ſtammelnden Worten lauſchen, mit denen ich in Schwüren ewiger Treue und Liebe um ſie freie!

Ach! es hüpfte und wogte mir im Buſen, als ich mir das Alles ausmalte, und mich in die Bilder, die ſich meinem Auge vorſpiegelten, völlig verſenkte. Und immer wieder trieb ich mein Roß an über Höhen und Tiefen, durch die nun der Waldweg lief. Aus einer Schlucht rechts ſah der Rödelſtein maleriſch herein, — ich beachtete ihn nur als Meilenſtein, der mir ſagte, daß ich dem Ziele nahe war.

Nun trieb ich mein Pferd in die Gaſſen von Vorderweidenthal hinunter ohne Aufenthalt durch das Dorf. In meiner Bruſt hämmerte und pochte es ſtürmiſch. Ich wäre faſt vom Pferde geſprungen, um wie ich wähnte, raſcher voranzukommen.

Dort ragte ſchon der Buhlſtein über den Wald. Nur noch um die nächſte Ecke, dann ſah ich auch den Bärbelſtein, und hier an meiner Seite floß der Erlenbach in's traute Dörfchen hinunter. Wie ſtolz machte

es mich, ihr ſagen zu dürfen, daß ich Stand, Glanz und Reichthum hingeworfen als werthloſe Güter, um ihr angehören zu können! Wie freute ich mich, ihr meiner Mutter Gruß, meines Vaters Segen zu überbringen!

Jetzt knarrte und ſchnurrte ſchon die wohlbekannte Sägemühle vor mir, — nur noch einige mächtige Sätze meines Renners, und ich mußte ſchon vom Hauſe, wo Hedwig wohnte, geſehen werden.

„Oho! Gemach! Die Krenk' auch, — man reitet doch nicht über Wagen und Gäul' hinaus!“ rief jetzt eine Stimme.

Die Straße war nämlich bei der Sägemühle durch einen Wagen mit zwei Pferden, ſowie durch Leute geſperrt, welche da geſchnittene Bretter und Sägeklötze aufluden.

„In Guckucks Namen, Platz da!“ ſchrie ich ungeduldig vom Sattel herunter. „Des Königs Wege müſſen frei bleiben.“

„Nur gemach, 's preſſirt nicht ſo ſtark!“ entgegnete dieſelbe Stimme wieder. „Sie könnten auch einen Augenblick halten oder abſteigen, Herr Lieutenant, um einem alten Bekannten die Hand zu geben.“

Ungeduldig wandte ich das Geſicht nach dem Sprecher um, der ſeine Hand nach mir ſtreckte.

„Na, kennen Sie mich denn nimmer — den Schakob von Bergzabern, — ha, ha, ha, ha! Das iſt gut. Haben doch ſo manchen Schoppen mit einander getrunken und auch eine Bouteille vom beſten, den der Hammichel übrig gelaſſen, damals auf der Böhämmerjagd.“

„Ha! ha! hi! hi!“ lachte noch eine andere Stimme, und ich erkannte nun wirklich meinen Gaſtfreund von Bergzabern, den frommen Knecht Hammichel, der mit ſeinem Herrn hier Bretter und Klötze auflud.

„Ha, ha, ha, ha! hi, hi!“ lachten die Beiden wieder in Erinnerung all' der Abentheuer, die wir zuſammen in jener Winternacht durchlebt.

Das Zuſammentreffen mit meinen damaligen Jagdgefährten wäre mir zu jeder Stunde und an jedem Orte ein angenehmeres geweſen, als dorten im Anblicke des Bärbelſteins, in dem Momente, wo ich auf Schwingen der Sehnſucht zu der Geliebten flog. Ich mußte dem Schakob nothwendiger Weiſe die Hand reichen und anhören, daß ſich die Leuchtpfanne, welche damals verloren gegangen, im Frühjahre richtig im Walde gefunden habe und zwar von einem Raben als Neſt benützt.

„Aber wo kommen Sie denn her, Herr Lieute-

nant?" fragte der Gute nunmehr. „Ihr Schweißfuchs verdient heut' seinen Namen. Die Krenk! der raucht und dampft ja, als käm' er aus dem Schwitzbad'. Sie müssen ja fürchterlich gejagt sein! Das arme Thier!"

Ich bemerkte jetzt wirklich, daß mein Pferd arg zugerichtet war, indem ich es schonungslos angetrieben, so daß es nun da stand und an allen Gliedern bebte. Ich klopfte ihm den Hals und sprang aus dem Sattel, um es näher zu besehen, während ich heimlich dem Schakob sammt dem Hammichel eine Reise in's Pfefferland wünschte.

„Wo wollen Sie denn hin?" fragte der Schakob weiter. „Ah, nach Erlenbach, — kann mir's denken, war vorhin auf einen Augenblick da, — 's ist eben Besuch da."

„Besuch?" fragte ich zurück. „Wer denn?"

„Na, die Vettern sind kommen!"

„Die Vettern?" fragte ich, und ich fühlte, daß ich erblaßte.

„Nun ja, Sie werden 's so gut als ich, und noch besser wissen. Thun Sie doch nicht so. Hab' ich doch gehört, daß Sie im Frühjahre auf Besuch da

waren, Herr Lieutenant. Und da hat's Ihnen ja ſchon der Sägmüller geſagt, wie's ſteht!"

Ich war mit einem Male ganz ruhig und hörte nur noch, wie der Hammichel ſeinem Dienſtherrn ſagte, daß der eine Herr, der ältere, ſchon wieder abgereiſt ſei und vorhin auf der Straße fortgefahren wäre. Dann hatte ich meinen Entſchluß gefaßt.

„Hammichel," ſagte ich zu dem Knechte. „Will Er mir nicht mein Pferd etwas in der Sonne auf- und abführen? Er verſteht ja Pferde zu behandeln."

„Will's meinen! War Schwoliſcheh in Landau geweſen, Herr Lieutenant, und was für einer!" erwiderte Hammichel, indem er die Zügel ergriff.

„Gut," meinte ich gelaſſen. „Es ſoll ſein Schaden nicht ſein. Ich bin gleich wieder da. Wenn nicht, kann Er das Pferd nach Erlenbach hineinführen."

„Ich kann einſtweilen allein fortfahren, da jetzt ohnehin aufgeladen iſt," ſagte noch Schakob. „Gieb nur fein Obacht auf das ſchöne Thier, Hammichel! In einer halben Stunde kannſt Du nachkommen!"

Nun verabſchiedete ich mich von Schakob und ging die wenigen Schritte von der Sägemühle bis zur Bergzabern-Dahner-Straße neben meinem edeln Roſſe

und seinem Führer her. Meine Lippen waren zusammengepreßt, ich wußte nicht, was ich denken solle. Auf der Straße angekommen, unterbrach ich das Schweigen.

„Hammichel, wer sind denn wohl die beiden Herren, die in Erlenbach angekommen sind?“

„Hm!“ machte der Hammichel, „der Eine soll ja das Fräulein vom Hause heirathen. Hat's gut vor, der, — ich thät's, mein Seel', auch. 's ist ein gar hübsch' Mädchen das! Nur ein bissel zu fein für unser Einen — wie Briefpapier! Sehen Sie, Herr Lieutenant, da heißt man's am Narreneck, — möcht wissen warum.“

Ich war froh, daß der Mensch fortplauderte, während ich neben dem Pferde herging, das er nun auf der Straße auf und abführte.

„Aber, Herr Lieutenant, was thun Sie auf dem Grünberg?“ rief er mir dann noch nach. „Warum müssen Sie denn am Narreneck hinan? Bleiben Sie doch unten auf dem Wege, wenn Sie in's Dorf wollen. Da geht's ja als gradaus der Nas' nach, — dort liegt ja Erlenbach, das Nest!“

Ich hörte nicht weiter auf ihn, sondern trat in den Wald ein und ging an dessen Saum, wieder wie

damals bei meiner Gebirgsparthie im Mai, hinter dem Kirchhof vorüber. Was ich dabei dachte, weiß ich nicht mehr. Vielleicht fand ich nothwendig, die überraschenden Nachrichten von dem eingetroffenen Besuche erst zu überdenken, — vielleicht war ich nicht in der Fassung, so rasch bei veränderten Verhältnissen in das Haus zu treten, — vielleicht auch wollte ich rekognosziren und hoffte, möglicher Weise Hedwig zu entdecken, sie allein sprechen zu können.

So schlich ich dahin. Ein Vetter, der ältere, war also schon wieder abgereist, — der junge noch da. Wie sollte ich das deuten? Ein entsetzliches Bangen hatte sich in mir eingenistet. Aber ich bot alle Erinnerungen an Hedwigs holdes, reines Bild auf, um das böse Gefühl zu verscheuchen, — und es gelang mir, wenn es sich auch immer wieder einschleichen wollte. O, ich vertraute ihrer Liebe, ihrer Treue, ihrer frommen edeln Seele. Und so kam ich endlich, wie damals, in den Obstgarten hinter den Oekonomiegebäuden. Die Bäume blühten diesmal nicht, sondern hingen voll grüner, noch unreifer Früchte. Auch sang kein Vogel auf den Zweigen. Der Himmel zeigte jenen halbdurchsichtigen Schleier, wie ihn manchmal der Höhenrauch bildet.

Mächtig pochte mein Herz, als ich ſo hinter dem Hauſe, wo ich mein Glück ſuchte, durch das Gras ſchlich, um in den Blumengarten ſehen zu können, der durch eine Mauer abgetrennt war. Die Hühner und Gänſe, welche von Hedwig damals gefüttert wurden, weideten hier im Graſe, während ich beklommenen Herzens dahin ſchritt.

Jetzt hörte ich eine Stimme, die mir alles Blut in die Wangen trieb, und dann eine andere, die es wieder heraus peitſchte. Nur konnte ich nichts verſtehen und noch nichts ſehen. Nun aber kam ein Gewandſaum hinter den Bäumen zum Vorſchein, — ich beugte den Kopf etwas weiter vor.

Wankte mit einem Male der Boden unter mir? Ging die Welt windſchnell um mich, wie um ihren Pol? Glühte und zitterte Luft und Himmel, oder war ich wahnſinnig geworden?

Es wäre kein Wunder geweſen, wenn Wahnſinn mich umnachtet hätte. Alles Blut war mir im Herzen zuſammen gelaufen, der letzte Tropfen aus meinem Antlitz gewichen, die Adern ſtockten, und mich überkam es, wie der kalte Tod. O, es war ärger als der Tod, — es war die Hölle mit ihrer grauſigſten Qual. Erſtarrt, mit weit aufgeriſſenen Augen

ſtand ich da und ſah durch die Bäume in den Garten hinein, wo ich einſt ſo glücklich geweſen, und wo mich jetzt ein Trugbild der Hölle äffen zu wollen ſchien. O, es war kein Trugbild, es war Wirklichkeit, was ich ſah. Und was war es denn Entſetzliches, was ich ſchaute?

Für jeden andern gar nicht entſetzlich, für mich der fürchterlichſte Anblick meines Lebens.

Ein junges, liebliches, ſchönes Mädchen mit aſchblonden Haaren ſtand dorten unter dem wohlbekannten Birnbaum und zwar an die Bruſt eines hochgewachſenen Mannes gelehnt, deſſen intelligenter Geſichtsausdruck im Verein mit den blondgelockten Haaren ein Bild männlicher Schönheit abgab. Das Mädchen war Hedwig, — der junge Mann — o, ich erkannte ihn nur zu wohl — war jener Blondin, aus deſſen Etui am Abende meines erſten Abſchieds von München ich den Namen des Mädchens geleſen hatte, das er jetzt mit dem Arme umfaßt hielt.

Ich riß meine Augen auf, um den Ausdruck ihres Geſichtes zu erkennen. Hätte ich eine Spur von Unmuth, Schmerz, Trauer, Verzweiflung darinnen entdeckt, ſo würde ich über die Mauer geſetzt ſein, um die Geliebte den Molochsarmen zu entreißen. Aber

ihre Augen leuchteten glücklich, ſuchten den Blick des ſchönen Blondins, lachten ihm freundlich zu, und ihre Geſtalt ſchmiegte ſich innig an ſeine Seite, während ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr ruhten. Sie deutete auf dies und jenes und er lauſchte ihren Worten.

Die Hände krampfhaft auf die gequälte Bruſt geklemmt, zähneknirſchend, in entſetzlicher Pein ſtand ich da. Meine Beine ſchlotterten, Knie und Alles in mir knickte ein. Kalter Schweiß ſtand mir auf der Stirne. Und jetzt, als ſich der glückliche Vetter niederbeugte und ihre Stirn küßte, als ſie — o Gott im Himmel — ſeinen Kuß erwiederte, da ſtöhnte es — wie eine arme Seele in ihrer Qual — hinter der Mauer, welche den Garten umſchloß; und die Glücklichen hörten es nicht.

Ich hätte aufſchreien mögen vor Schmerz, daß die Luft erbebte, aber ich konnte nur ſtöhnen und leiſe wimmern. Das Piepen der Hühner um mich her klang lauter, als der Ausdruck meines grenzenloſen Schmerzes in jener peinvollen Stunde. Ich rang nach Athem, ich ſchnappte nach Luft, und die Luft umher erſchien mir glühend und erſtickend. Ich brach in's Knie und rang die Hände, als der Glückliche

jetzt das Mädchen wieder in's Haus führte, während ſie noch immer plauderte und erzählte.

Jetzt war ihre Stimme verſchollen, der Garten leer und öde, — nicht ſo verödet, wie mein Leben vor mir lag. Ich rang nach Stärke und hob mich mit rieſiger Willenskraft auf die wankenden Beine. Dann verließ ich bleich und ſtill den Platz, wo ich den qualvollſten Moment meines Lebens erduldet, — nicht ein einziges Mal ſah ich mehr zurück. Und ſo kam ich langſam hinterm Friedhof vorüber am Waldſaum hin und ſtand bald unten auf der Straße neben meinem Pferde, das mir entgegen wieherte.

Lautlos griff ich es am Zügel. Ich ſprach nichts, ich dachte nichts.

„Aber um Gotteswillen Herr Lieutenant, wie ſehen Sie denn aus?“ fuhr der Hammichel auf.

Ich mochte allerdings verſtört ausſehen. Aber ich antwortete nicht, ſondern ſtieg auf mein Pferd.

„Iſt Ihnen das Geſpenſt vom Bärbelſtein, die weiße Frau erſchienen?“ fragte der Hammichel wieder.

Ich antwortete nicht. Aber „ha! ha, ha!“ ſcholl es aus dem Walde heraus. Es war nur das Echo meines eigenen entſetzlichen Gelächters.

„Herr Lieutenant, das Trinkgeld!“ ſagte jetzt der Hammichel, indem er mich ſcheu anſah.

Das hatte ich vergeſſen und warf ihm jetzt die volle Börſe zu.

„Jetzt weiß ich doch, warum man's hier am Narreneck heißt,“ ſagte der Hammichel noch, die Börſe einſteckend. Dann ging er, ſich ſcheu umſehend, ſeines Wegs.

Ich aber ließ mein Pferd laufen, wohin es wollte. Es ſchlug den Weg ein, den wir gekommen waren. An der Sägemühle ſtand der Müller und lüpfte die Mütze, indem er wie damals in den Weg trat, um mich wohl wieder an den Böhämmer zu erinnern, den er mir damals im Winter abgetreten. Beinahe hätte ich ihn überritten. Mein Pferd ſprang, ſich bäumend zur Seite und flog davon, — gleich viel wohin, ich achtete des Wegs nicht. Nur ſo viel merkte ich, daß ungeheure, graue Geſtalten um mich her tanzten, auf mich niederzuſtürzen droheten, ohne daß ich auswich. Auch der Himmel lag jetzt grau über mir, aber nicht ſo grau und düſter als es in meiner Seele war. Der Wind ſtrich um mein Geſicht und ſpielte mit der Mähne meines Roſſes, dann pfiff er leiſe heulend über dürre Bergfelder. Kein Laut drang

ſonſt an mein Ohr, nur manchmal ein klägliches Aechzen, ein Stöhnen und Wimmern. Ob die Föhren am Wege ſo ächzten, ob der Wind in den Nadelkronen ſo ſtöhnte, ich wußte es nicht.

Plötzlich blieb mein Pferd ſtehen und zitterte wie Espenlaub unter mir. War ich an einem Abgrund angelangt, — unverſehens auf einen der Felsberge gekommen und hielt nun an einem jähen Abſturz? Nein, das hätte den Reiter heute nicht aufgehalten. — Ich ſpornte mein Pferd und es wollte nicht weiter. Ringsum ſtanden wieder die grauen Ungeheuer, hoch, überhängend, drohend. Mächtige Felsthürme ſtanden rechts und links und ſchienen den Weg zu ſperren, — heulend pfiff der Wind um ihre ſcharfen Kanten. Von ihnen her aber ſcholl wieder ein gräßliches Gelächter:

„Ha! ha! ha!“

„Wer ruft da? Wer lacht?“ ſchrie ich in die Felſen hinein.

Das Echo antwortete mir wie im Spott. Ich hatte meine eigne Stimme, mein eignes Lachen nicht erkannt. Und dieſes Lachens Wiederhall hatte mein Roß erſchreckt.

Eine Zeit lang hielt ich ſo. Wo ich mich befand,

wußte ich nicht. Als ich aber zurück sah, erkannte ich den Kahlenberg und Fels, der die Ruine Lindelbrunn trägt. Der Himmel hatte sich mit grauem Gewölk überzogen, das der Wind gespenstig über das Gebirge hintrieb. Vor mir kreuzten sich mehrere Wege. Als mein Pferd ruhiger geworden, gab ich ihm den Sporn, und mit angstvollen Sprüngen setzte es weiter.

„Zurück da!“ schrie es jetzt neben mir.

Ein braunes Weib hing meinem Rosse in den Zügeln, eine andere stand daneben mit dem im Winde spielenden schwarzen Haar, wie eine der Hexen Macbeths.

„Zurück, zurück, Herr Lieutenant!“ schrie die erstere wieder und drängte mein Pferd durch das Haidekraut auf den gebahnten Weg.

Jetzt erkannte ich die Zigeunerinnen, die alte und die junge, die mir von Hedwig prophezeit hatten. Ich war nicht in der Stimmung, ihre Erscheinung ruhig zu ertragen. Die Reitgerte aufhebend, stieß ich meinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon mit dem Rufe:

„Verfluchtes Hexenpack!“

Das junge Heidenweib hatte die Zügel loslassen

müſſen und ſtand nun am Wegrand zwiſchen Ginſter- und Haidekraut, und ſah mir mit dem Arme winkend nach, als habe ſie etwas Dringendes von Wichtigkeit zu melden. Doch ich hatte kein Begehren mehr nach ihren falſchen Orakeln und jagte an den Felſenwänden hin über Höhen und Tiefen des Bergfelds. Müd und matt ſchleppte ſich endlich mein Pferd über kahles Feld hin. Hinter mir ſtarrten die Felſen von Goſſersweiler in langer Reihe, aus dem Felde ragte das Geſtein des „Engelmanns" und „Käshafens" hoch in die Luft; rechts blickten die gewaltige Säule des Haunenfels und die Blöcke des Leberſteins aus dem Bergwalde, links die beiden Hanſteine; gerade vor mir aber zog ſich zwiſchen den Vorhöhen des Rehbergs und des Kreitelsbergs ein ſchöner Wieſengrund zu Thal, über welches in erhabener Umfaſſung hoch oben, gleich einer morgenländiſchen Bergſtadt, die ausgedehnten Ruinen der Madenburg hereinſchauten. Der Anblick riß mich wieder aus meiner Stumpfheit, nicht wegen des ſchönen landſchaftlichen Bildes, ſondern wegen der Erinnerungen, die bitter über mich hereinſtürmten. Dort oben in jenen Ruinen hatte ich ſie ja zuerſt erblickt, die ich ſo ſehr ge-

liebt, der ich Alles geopfert, und der ich ſo unendlich vertraut hatte.

Zwei große Tropfen rollten mir über die Wangen — die erſten Thränen. Ich dachte an mein verlornes Leben, an meine Eltern. Ich ſtieg von dem Roſſe herunter und führte das erſchöpfte langſam bergab. Bergab ging es ja auch mit mir, — nein, in jähem Sturz war ich aus dem Himmel in die ſchwarze Hölle geſchleudert, deren Qualen an meinem Leben nagten. Treu und Glauben waren alſo dennoch ein leerer Schall! O, nimmer hatte ich's mir denken können, was ich mit eignen Augen geſehen.

Wie gern hatte ich Alles meiner Liebe zum Opfer gebracht, — mit welchem Ernſte hatte ich die Hinderniſſe beſeitigt, wie treu hatte ich es gemeint! Mit welchen freudigen Empfindungen hatte ich den verhängnißvollen Ritt unternommen, — — und wie kehrte ich jetzt zurück! — Was ich litt, war unbeſchreiblich. Ich fühlte, daß nicht blos eine Saite in mir ſprang, daß ich ein zerriſſenes Inſtrument war, die Enttäuſchung war zu plötzlich, zu groß. In meiner Ehre, meiner Liebe, meinem Vertrauen und in allen meinen Gefühlen verletzt, wußte ich doch nicht, wie es mir gelingen ſollte, ihr Bild aus meinem

blutenden Herzen zu reißen. „O, Hedwig! Hedwig! Hedwig!“ jammerte ich in den trüben Tag hinein. „Was ſoll aus mir nun werden!“

Und der ganze unſägliche Schmerz kam wieder über mich, und damit Scham, Zorn, Wuth und Verzweiflung. So ritt ich in das Thal des Kaiſersbachs in's offene Land hinaus und merkte es kaum. Das Roß hielt endlich erſchöpft in dem Wirthshauſe am Fuße der Calmit, wo es gefüttert wurde, während ich ein Glas um das andere in mich hineinſchüttete, ohne die Scherzreden der hübſchen Wirthstochter auch nur zu hören, geſchweige zu beantworten. Auf ihre Frage, ob ich denn die prophezeite Hedwig noch immer nicht gefunden, ſah ich ſie ſo finſter an, daß ſie erblaßte. Ohne mich an die Zeche zu erinnern, ließ ſie mich dann weiter reiten, und als ein Verzweifelnder ritt ich endlich durch das Thor in die Feſtung ein, aus der ich in der Frühe mit ſtolzen Hoffnungen und gehobenen Gefühlen ausgeritten war, — mit dem Tod im Herzen kam ich heim. —

„Zum Teufel auch, was iſt das? Was haſt Du denn gemacht?“ rief mich Hartenſteins Stimme an, als ich vor deſſen Stallthüre abſtieg. „Wie das

Pferd ſchäumt und ſich daher ſchleppt! Du haſt es zu Schanden geritten, Waldenburg."

„Laß den Schaden ſchätzen, ich erſetz' ihn!" erwiederte ich düſter und leicht gereizt. „Komm mir aber jetzt nicht mit ſolchen Lappalien."

„Lappalien! Oho, Kamerad, Du haſt's nicht mit einem Pferdausleiher zu thun! Was ſoll das Alles bedeuten!"

Ich winkte mit der Hand und ging ſchweigend davon. Mein Ausſehen mochte ihm ſagen, daß jetzt nicht gut mit mir rechten war. Kopfſchüttelnd ſah er mir nach, ſagte aber nichts weiter.

Drittes Kapitel.

Nur ein Schuß.

Und kopfschüttelnd sahen mir meine Kameraden von da an noch öfter nach und wußten sich meine Art nicht zu erklären.

So wenig ich einen Vertrauten meiner Liebe gehabt, so wenig suchte ich jetzt einen für meinen Schmerz. Was ich litt, hörten nur die Wände meines Zimmers in stillen Nächten. Das Bewußtsein von Hedwig betrogen zu sein, drängte mir oft alles Blut in's Gehirn, so daß ich ebenso der Raserei als der bittersten Wehmuth nahe war. Ich hatte sie so grenzenlos geliebt und konnte sie mir auch jetzt noch gar nicht so treulos denken, als sie doch meinen sehenden Augen erschienen war. Ich hatte ihr wie dem Himmel selbst vertraut, und ihre frommen, holden Augen, die mir das Gelübde ewiger Liebe stumm ab-

legten, ſollten gelogen haben! Wie ein Heiligthum, das kein unreiner Hauch treffen durfte, hatte ich ſie damals auf den Armen und ſeitdem im Herzen getragen, — und nun umſchloſſen ihre weißen Arme einen Andern, wallte ihr zarter Buſen an fremder Bruſt: O, ich glaubte darüber wahnſinnig werden zu müſſen.

Ihre Liebe hatte mich zu einem beſſern Menſchen gemacht, mir den Glauben an Tugend und Unſchuld, Seelenreinheit und Treue verliehen. Jetzt war dieſer Glaube zerſtört und all' die Tugenden eines jungfräulichen Herzens waren vor meinem Geiſte verweht und zerſtoben wie die Blüthen des Lenzes. Damit waren aber auch alle meine Lebenshoffnungen vereitelt, ich ſelbſt im Innerſten geknickt. Was an Glauben noch in mir war, wurde hinaus gepeitſcht, meine männlichen Vorſätze als lächerliche Sentimentalitäten und Thorheiten aufgegeben. Manchmal rief es wild in mir nach Rache, manchmal reute es mich, daß ich nicht in jenem peinvollen Momente vor die Falſche getreten war, um ſie unter meinen Blikken erbeben zu machen, um ihr unter den Augen des Andern die Treuloſigkeit vorzuwerfen. Aber nein, ſie ſollte, ſie durfte nicht wiſſen, daß ich ge-

kommen war mit liebefreudigem Herzen, — ſie ſollte den Triumph nicht haben.

Nun wurden die Bücher, die mir während des Frühlings meiner Liebe ſo vertraut und theuer geworden waren, hinweg geſchleudert. Ich ſtürzte mich in's Treiben der Menſchen und führte mit einem Male ein wildes Offiziersleben. Gegen meine Soldaten ward ich ein harter ſtrenger Vorgeſetzter, gegen meine Standesgenoſſen ein gereizter Kamerad, der wie eine Pulvertonne in ihrer Mitte weilte. Ganze Nächte ſaß ich jetzt am Trinktiſch und ſuchte im Wein Betäubung und Aufregung. Ich fing an zu ſpielen, ſpielte verwegen, leichtſinnig. Mit einem Worte, ich war auf dem beſten Wege zu Grunde zu gehen.

In Offizierskreiſen hieß es jetzt:

„Was iſt mit dem Waldenburg?“

„Er hat Schulden, die ihn verzweifeln laſſen!“ meinten Einige.

„Der Bruch mit ſeiner Braut in München ging ihm doch nahe, — ſie war ſehr reich!“ munkelten die Andern.

Noch hatte ich es nicht vermocht, meinen Eltern, die ſich über mein Zögern und Schweigen wunderten, das wahre Sachverhältniß mitzutheilen. Scham und

Mitleid mit ihnen hielten mich davon ab. Unterdeß erhielt ich von ihnen die Nachricht, daß meine frühere Braut, die ſchöne Couſine Eugenie, die zerhauene Naſe des Oberlieutenants, der unterdeß Hauptmann geworden, ſehr ſoldatiſch und intereſſant zu finden beginne; in der That habe ich meinem Gegner durch jenen Säbelhieb keinen geringen Dienſt geleiſtet, da die angeklebte Naſe etwas gebogen ſitze und ihrem Beſitzer einen kühnen, männlichen Ausdruck gebe. Ich ſei, fügte der Brief hinzu, ſomit ſelbſt ſchuld, wenn ich demnächſt zu hören bekomme, daß Eugenie die Frau eines königlichen Kammerherrn und Baronin geworden ſei, welcher Titel ihr um ſo beſſer munde, als der freiherrliche Gatte ihr auch für den Eheſtand alle Freuden des Carnevals zuſagen wird.

Aus der geringen Aufregung, mit welcher ich alle dieſe Neuigkeiten empfing, konnte ich wohl ſchließen, daß die Liebe zu Hedwig jede andere Neigung für immer aus meinem Herzen gewieſen. Um ſo bitterer empfand ich ihren Verluſt, die Enttäuſchung durch ſie, die mein Lebensglück geweſen.

So vergingen Tage und Wochen. Meine Freude an der Natur hatte aufgehört und hatte einer unüberwindlichen Scheue vor einem Spaziergange durch

das französische Thor Platz gemacht. Ich konnte die Berge drüben nicht mehr sehen ohne die bittersten Gemüthsbewegungen. Nur bei trübem, regnerischem Wetter, wo der Nebel das Gebirg verdeckte, ging ich hinaus nach der Stelle, wo während der französischen Revolution zwei königlich gesinnte Offiziere der Garnison erschossen wurden, oder besuchte das Grab tapferer deutscher Soldaten auf den Außenwällen, über welchem die Ulmen ein traurig Lied flüsterten. Dann trank ich wohl auch meinen Kaffee im „Melac" zu Quaichheim und ließ mir die unheimliche Geschichte vom letzten Scharfrichter von Landau erzählen; der wurde nemlich Nachts in dieses Wirthshaus berufen, von da mit verbundenen Augen in einem Wagen entführt, bis ihm in einem schwarzverhängten Saal vor einer reichen Versammlung ein Schlachtopfer zugeführt ward, an dem er sein Amt verrichten mußte. Darnach ward er wieder mit verbundenen Augen zurückgebracht und gab sein Erlebniß, das nie aufgeklärt wurde, zu Akt.

Solche melancholische Erinnerungen hatten noch einen gewissen Reiz für mich, drum ging ich wohl auch öfter durch's deutsche Thor nach Nußdorf hinauf, wo auf der Kirchweih 1525 der Bundschuh beschwo-

ren ward und der Bauernkrieg begann, der ſo viele Rundköpfe dem Henkerbeil überlieferte. Am liebſten irrte ich zu Pferd oder zu Fuß im Sturm und Regen auf dem Horſt umher und hatte meine Freude an dem Heulen des Windes auf der Haide.

Nun war bereits der Herbſt über das Land gekommen, und der Spätjahrsmarkt lockte wieder Tauſende der Umwohner in die reiche, belebte Stadt. Wieder flanirten die Offiziere zwiſchen den Buden umher, um den ſchönen Pfälzerinnen in die Augen zu ſchauen. Lebhafter als ſonſt war ich an die Scenen des Maimarkts erinnert, wie ich auf der Thorwache Hedwig zum erſten Male ſeit der St. Thomasnacht wieder geſehen und in's Gebirg eingeladen wurde. Friſch lebte der Schmerz in mir und nagten Verzweiflung und Scham in meinem Herzen. Hartenſtein, der ſich mir trotz unſeres Zwiſtes wegen ſeines Pferdes, wieder mehr angeſchloſſen hatte, beredete mich Abends zu einem Gang in die Gärten, wo getanzt wurde und ſich gute Geſellſchaft fand. Ich trank, wie jetzt gewöhnlich, etwas mehr als gut war, während wir uns an einen Tiſch geſetzt hatten, neben welchem ein anderer mit Damen und Herren, die ich nicht weiter beachtete, beſetzt war. Nur eines der

Mädchen, eine ſchöne hohe Geſtalt mit ſehr hübſchen Zügen und kaſtanienbraunem Haare wollte mir bekannt dünken. Ich bemerkte, während ſie lebhaft mit einem jungen Manne plauderte, der uns den Rücken kehrte, daß ſie Eugenien ähnlich ſah.

Die Wirkung des Weins hatte mich bald in ein ziemlich lebhaftes Geſpräch mit Hartenſtein über die Vorzüge der Pfälzerinnen verwickelt, und ich ſprach laut und heftig in keineswegs artigen Worten Hohn und Verachtung des weiblichen Geſchlechtes aus, was ſich allerdings an dieſem Orte — nicht ſchicken wollte. Hartenſtein mahnte mich, gemäßigter zu ſein, da die Geſellſchaft bereits aufmerkſam geworden und mehrere Blicke nach unſerm Tiſche gerichtet ſeien. Aber ich war bereits in dem Eifer und Zuſtande, wo mich das „nicht ſoviel!“ kümmerte.

Mit einem Male wurde hinter mir ein Stuhl gerückt. Ich bemerkte nur noch, daß ſich der Herr neben dem ſchönen Mädchen vom Tiſche erhob und hinter meinen Sitz trat.

„Herr Lieutenant v. Waldenburg, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen widerſpreche!“ ließ ſich jetzt eine Stimme vernehmen.

Erſtaunt und begierig, den kühnen Interpellanten

näher kennen zu lernen, ſah ich auf. Kaum hatte ich ihn in's Geſicht gefaßt, als mir alles Blut zu Haupt ſchoß und dann wieder zurückſtürzte, ſo daß Todtenbläſſe folgte. Ich erhob mich langſam, mit gepreßten Lippen und verzerrten Mienen.

Der Blondin, welchen ich an der Seite Hedwigs geſehen, ſtand vor mir. — Ich betrachtete ihn vom Augenblicke an als vom Schickſal in meine Hand gegeben. Und ich wollte die Gelegenheit benützen, ihn nicht mehr laſſen.

„Aaahhh!“ machte ich voll Hohn. „Sie wollen mir widerſprechen. Sie ſind gerade der geeignete Mann dazu, — in der That!“

Mehrere junge Candidaten, Beamte und Kaufleute ergriffen die Gelegenheit, allmählich hinzuzutreten und einen Kreis um uns zu bilden.

„Alſo reden Sie, Mann,“ fuhr ich fort. „Was haben Sie zu ſagen?“

„Wenn Sie die Unterredung in dieſem Tone führen wollen — lieber gar nichts!“ erwiderte der Blondin zurücktretend.

„Halt, mein Herr!“ ſprach ich jetzt mit gepreßten Lippen und gekniffenem Munde, indem ich dem hochgewachſenen jungen Manne die Hand auf den Arm

legte. „Sie verlaſſen den frei gewählten und ſo keck gebotenen Kampfplatz etwas zu frühe für einen Mann von Ehre.“

„Mein Herr Lieutenant, ich ſuche keine Händel und weiche ihnen an dieſem Orte gerne aus!“ verſetzte der Blondin, indem er tief erröthete.

„Etwas zu ſpät bemerkt!“ ſprach ich mit ſcharfem Hohn. „Sie ſelbſt waren derjenige, der ſich in eine Unterhaltung miſchte, die ihn nichts anging, und mit Widerlegungen drohte, die nun ausbleiben. Was iſt das für ein Benehmen.“

„Ich muß wiederholen,“ verſetzte der Blondin in Verlegenheit, „daß ich auf mein Vorhaben verzichte, da ich es nicht in dem Tone ausführen kann, der von Ihnen beliebt wird. Und was die Unterbrechung betrifft, ſo geſchah ſie in aller Höflichkeit.“

„Das nennen Sie höflich! Ich fand es ſehr unhöflich!“ fuhr ich fort, mich voll Rachſucht in dem Gedanken weidend, meinen Gegner nicht mehr auszulaſſen. „Ja,“ ſetzte ich hinzu, „ſehr, ſehr unartig, beinahe frech!“

Jetzt verfärbte ſich der junge Mann und mußte ſichtlich an ſich halten. Dann aber ſagte er:

„Ich ſollte Ihnen darauf wirklich mit einer Un-

art begegnen, wozu ich mich hier und Ihnen gegenüber nicht verleiten laſſen werde.“

„Sie ſind alſo auch dickhäutig!“ meinte ich jetzt lachend. „Bevor ich Sie loslaſſe, geben Sie mir aber eine ganz beſtimmte Erklärung auf eine ganz beſtimmte Frage: was ſoll das heißen, daß Sie ſich mir gegenüber keiner Unart ſchuldig machen wollen?“

„So beleidigend auch Ihre Ausfälle ſind, ſoll Ihre Frage beſtimmte Antwort erhalten. Ich erkläre Ihnen offen, daß Sie unter allen Männern derjenige ſind, mit dem ich am wenigſten in Streit kommen möchte.“

Der Blondin hatte dies nicht ohne Würde und mit einer gewiſſen Wärme geſagt. Ich aber erwiederte geradezu:

„Das iſt nun bei mir der entgegengeſetzte Fall, und ich will ſehen, bis wohin Ihre ſtaunenswerthe Nachſicht reicht, wenn ich Sie hiermit für einen eben ſo unverſchämten als zweideutigen Menſchen erkläre.“

Der Blondin war jetzt ganz bleich geworden, während ſeine Augen funkelten und an mir herunter ſahen. Indeß trat jener junge Rechtskandidat dazwiſchen, den wir damals auf dem Trifels getroffen.

„Gut, ſchon zu viel, meine Herren!“ ſagte er.

„Ich werde Ihnen, Herr Lieutenant, jedenfalls meine Aufwartung machen, entweder im Auftrage dieſes Herrn hier oder — aus eigenem Antriebe. Die Sache iſt hiermit für dieſen Ort bereinigt.“

Ich verbeugte mich gegen den Sprecher und ging an meinen Platz zurück, um jedoch mit Hartenſtein gleich darauf den Saal zu verlaſſen. Im Fortgehen bemerkte ich noch, daß mein Gegner mit dem Rechtscandidaten eifrig in einem anſtoßenden Zimmer ſprach. Es hatte mir wohlgethan, mich etwas entladen zu können, ich glaubte es noch mit beſonderer Zurückhaltung und Gelaſſenheit gethan zu haben und ſagte während des Heimgangs zu Hartenſtein:

„Ich will doch ſehen, ob der fiſchblütige Kerl das Cartell ſchickt. Wenn nicht, ſo treff' ich ihn wieder, — wenn dennoch, ſo lade ich Dich ein, als mein Sekundant zuzuſehen, wie ich ihn übern Haufen ſchieße. Was ſagſt Du?“

„Mit Vergnügen!“ war Hartenſteins kurze Zuſtimmung. —

In der That brauchte ich nicht lange zu warten, als es an meine Thüre klopfte und jener Rechtskandidat eintrat. Ich empfing ihn mit all' der zuvorkom-

menden Aufmerkſamkeit, welche der Ueberbringer einer Herausforderung in Ehrenhändeln beanſpruchen darf.

„Nach der Unterredung in den „Gärten", nahm er das Wort, „wird es Ihnen nicht auffallen, Herr Lieutenant, mich bei Ihnen zu ſehen. Ich komme im Auftrage des Herrn Baumann. —"

„Baumann heißt der Herr, ſo!" fiel ich ein.

„Carl Baumann, Fabrikant — mir als Ehrenmann bekannt, ſonſt würde ich mich dem Auftrage nicht unterzogen haben, Sie in ſeinem Namen um Zurücknahme der Ausdrücke zu erſuchen, welche Sie im Laufe der Unterredung gebrauchen zu müſſen glaubten."

„Ich würde Ihnen gerne Ihren Auftrag erleichtern," antwortete ich jetzt, „ich bin Ihnen gewiß in jeder andern Hinſicht zu gefallen, nur in dem beſonderen Falle kann ich nichts von dem zurücknehmen, was ich geſagt. Gar nichts."

„Das vereinfacht die Sache weſentlich. Sie kann ſo ſchnell als möglich und ohne Aufſehen zu erregen abgemacht werden. Herr Baumann iſt der Beleidigte, hat ſomit die Wahl der Waffen und wählt natürlich Piſtolen."

„Wie viel Gänge?"

„Wir laſſen es bei einem bewenden.“

„Nur einen Schuß? Nun, es genügt. Ich ſpreche mit jenem holländiſchen Offizier, der nach der Einnahme Landaus über den Thoren der Stadt das Sonnenhaupt mit Ludwigs XIV. ſtolzer Deviſe: „Nec pluribus impar“ las und darunter ſchrieb: „Unus sufficit!“ Einer genügt. Nur ein Schuß. Gut! Weiter?“

„Zehn Schritt Barrière. Wenn es Ihnen recht iſt, machen wir die Sache ſchon morgen Nachmittags vier Uhr ab und zwar in dem Wäldchen bei den Dreihöfen.“

„Das Detail wird mein Sekundant, Baron Hartenſtein, mit Ihnen verabreden,“ erwiederte ich. „Laſſen Sie mich Ihnen noch meine Genugthuung darüber ausſprechen, daß mein Gegner dieſen Austrag der Sache gewählt hat.“

„Was berechtigte Sie, dies zu bezweifeln?“

„Sie haben wohl ſelbſt bemerkt, daß dieſer Herr Carl Baumann nicht beſonders eifrig ſich zeigte, Genugthuung zu fordern. Ich darf wohl Ihnen den Dank ausdrücken, daß Sie ihn dazu vermocht, die Sache ehrenhaft auszutragen.“

„Ich weiß nicht,“ meinte der Cartellträger, indem

er mich fixirte, „ich weiß nicht, ob Sie das Recht haben, das vorauszuſetzen, jedenfalls habe ich aber nicht die Pflicht, auf eine ſolche Frage zu antworten. Nur um einer völlig falſchen Beurtheilung meines Auftraggebers vorzubeugen, laß ich mich zu der Erklärung herbei, daß Herr Baumann — ein durchaus rechtlicher und hochachtbarer junger Mann von guter Familie — allerdings ein prinzipieller Gegner des Duells iſt und in der That ſich erſt zu der Forderung entſchloß, als ein Anderer die Sache auf ſich nehmen wollte. Es fällt ihm offenbar ſchwer, ſich gerade Ihnen gegenüber ſtellen zu müſſen. Zudem iſt er Bräutigam eines höchſt liebenswürdigen Mädchens, und in ſolcher Lage iſt man eben nicht duellwüthig. Es müſſen aber noch ganz beſondere Gründe — leider ſpricht er ſich nicht deutlich aus — ganz eigene Verhältniſſe obwalten, die ihm den Entſchluß erſchwerten, Ihnen mit der Waffe in der Hand entgegen zu treten.“

„Das iſt möglich!“ lachte ich in bitterm Hohne. „Ich kann mir wohl denken, daß er lieber jedem Andern gegenüber ſtände, als mir. Bei mir iſt's das gerade Gegentheil, — ich ſehe ihn ſo gerne im Bereiche meiner Kugel, daß Ihr Freund wohl thun

wird, ſeinen Schuß gut anzuwenden, denn meiner wird nicht verloren ſein, was Sie ihm meinetwegen ſagen können, — er hat ja den erſten Schuß."

Der Cartellträger erhob ſich vom Stuhle und ſah mich forſchend an, als ſei er ungewiß, ob hinter meiner Zumuthung ſich nicht etwas Verfängliches berge, das zurückgewieſen werden müſſe. Jedoch verabſchiedete er ſich dann ohne weitere Bemerkung außer den Worten:

„Was ſonſt noch obliegt, kann ich mit Ihrem Sekundanten verhandeln! Herr Lieutenant, adieu!"

Ich war wieder allein. Mit wahrer Sehnſucht harrte ich der Stunde des Zweikampfs, wo ich ihn, den ich unter den Menſchen am meiſten haſſen zu müſſen wähnte, vor der Mündung meiner Waffe ſehen ſollte. Der Gedanke war mir ein großes Labſal. Wollte der Zufall meinen Tod, ſo war das eine ziemlich gleichgültige Sache, ſeit ich ohnehin den Tod im Herzen trug und das Leben keinen Werth mehr hatte, nachdem ich Hedwig an der Bruſt eines anderen geſehen. Wenn er mich jedoch fehlte, ſo ſchoß ich ihn dann mitten aus der Luſt des Lebens und der Liebe heraus, und das däuchte mir viel wichtiger.

So verhärtet in meiner Selbſtſucht, die nicht zu entſagen vermochte, ſah ich dem Zweikampf entgegen. Der Gedanke an Hedwig, an ihren Jammer rührte mich nicht, ſondern ſtählte mich nur noch mehr in meiner blutdürſtigen Gier, die wenigſtens inſofern nicht einſeitig egoiſtiſch war, als ich mit derſelben Genugthuung an den eigenen Tod dachte.

Wenn ich mich in jene Tage zurückverſetze, ſchaudert mir noch heute. Welches entſetzliche Unglück, ganz abgeſehen von dem Verluſte eines Menſchenlebens, welche fluchwürdige und in ihren Folgen gräßliche That ich zu begehen entſchloſſen war, wurde mir erſt ſpäter klar. Unbewußt und nur von rachſüchtiger Verblendung getrieben, ſtand ich im Begriffe, mein und Hedwigs Lebensglück unwiederbringlich in ſchauerlichſter Weiſe zu zerſtören und mich mit einem Fluche zu beladen, der mir tauſend Höllen ſchon auf Erden bereitete, der mich zum Elendeſten auf Erden machte, der mir Qualen auflud, gegen welche die der Verzweiflung an Hedwigs Treue noch milde waren. Ich will darüber hier nichts weiter andeuten, bis ich zu erzählen habe, wie mir ſelbſt die Augen geöffnet wurden, über welchen Abgrund mich die Gnade des Allmächtigen hinübergehoben, als ich verblendet gegen

mein eignes Lebensglück wüthete. Denn als ſich das Dunkel meines Verhängniſſes lichtete, ſtand ich entſetzt über den Abgrund hinter mir.

Es war ein windiger Septembertag. Nach einander bewegten ſich zwei Kutſchen durch das deutſche Thor und fuhren die Speyerer Straße entlang, bis ſie bei Bornheim auf den Horſt gegen die drei Höfe einlenkten, die dorten in einer Bucht der fetten Wälder jener Quaichniederung liegen. Der Wind ſeufzte in den Rispengräſern der Haide und in den Bäumen. Ruhig und heiter ſtieg ich aus dem Wagen auf den Waldweg heraus, — ich wäre es weniger geweſen, wenn ich nur eine leiſe Ahnung darüber gehabt hätte, was ich noch ſpäter über den jungen Mann erfahren ſollte, dem ich den Tod geſchworen. Hartenſtein hob das Piſtolenkäſtchen aus dem Wagen und wir gingen an den beſtimmten Platz.

Gleich darauf langte auch mein Gegner mit dem Rechtskandidaten an. Er war bleich, ſah aber mit Gelaſſenheit den Vorbereitungen zum Kampfe zu. Die Sitte verbietet bei ſolchen Gelegenheiten eine andere Unterhaltung als die Beſprechung der Sekundanten unter ſich und dann jedes der beiden mit ſeinem Clienten. Hartenſtein kam denn auch, nach einem

Wechſel von Reden mit dem gegneriſchen Sekundanten, um mir einen Vorſchlag zur gütlichen Beilegung der Sache zu übermitteln; ich möge nur irgend ein entgegen kommendes Wort fallen laſſen, ſo wolle man von jeder weiteren Genugthuung abſtehen.

Ich ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße und ſchüttelte den Kopf, indem ich die Hand erhob.

„Macht voran!“ ſagte ich noch drängend zu Hartenſtein. „Haltet Euch nicht mit unnützen Förmlichkeiten auf!“

Hartenſtein überbrachte meine Antwort. Ich ſtand ſchon auf meinem Platz, mein Gegner trat auf den ſeinigen. Die Sekundanten traten bei Seite.

„Gegner den erſten Schuß. Sie zählen!“ rief jetzt Hartenſtein, indem er ſich gegen den Rechtskandidaten verbeugte.

Alsbald kommandirte dieſer:

„Eins!“

„Zwei!“ rief Hartenſtein raſch darauf, und der Rechtskandidat fügte eben ſo ſchnell das verhängnißvolle „Drei!“ hinzu.

Nach kurzer Zeit knallte des Gegners Piſtole, — ich ſtand unverſehrt, als ſich der Rauch verzogen hatte;

natürlich, denn der Piſtolenlauf war in ſchräger Richtung über meinen Kopf hingehalten worden.

„Ihre Großmuthspinſelei würde ich mir verbitten, wenn es noch Zeit wäre!“ ſprach ich laut genug, um verſtanden zu werden. „Sie ſollen für dieſe bagatellmäßige Behandlung büßen! Hartenſtein kommandire!“

„Eins!“

„Zwei!“

„Drei!“

Ich ſchoß. Einige Sekunden lang ſtand noch mein Gegner ſtarr auf ſeinem Fleck. Dann ſtürzte er zu Boden.

Bei dem zweiten Schuſſe kam von den Dreihöfen her ein Militärarzt, der ſich dorten während des Duells unter irgend einem Vorwande aufgehalten hatte. Schon aber war der Rechtskandidat dem getroffenen Freunde beigeſprungen, und auch Hartenſtein und ich eilten zu dem Blutenden im Graſe. Mit dem Schuſſe war plötzlich all mein Groll gegen den jungen Mann gewichen, den ich vorher ſo ſehr gehaßt hatte. Ich ſtreckte die Hand aus und bat um ſeine Verzeihung. Mit ſchwachem Lächeln hob er die ſeinige und reichte ſie mir, während das bleiche Licht der Herbſtſonne auf ſein Antlitz fiel.

„Hedwig," ſagte er leiſe, „Hedwig ſoll nicht erfahren, was hier vorgegangen! Hedwig läßt Sie grüßen!"

Ich verfärbte mich, als ich aus dieſem Munde in dieſem Tone den Namen hörte, deſſen Klang mir immer noch das Theuerſte und Liebſte auf Erden vergegenwärtigte. Ich war erſchüttert über die begangene That und hielt noch immer die Hand meines Opfers, bis mich der Arzt verdrängte.

„Ei, ei!" ſagte dieſer, „das iſt nun ſo, ſo!"

Damit begann der Doctor die Unterſuchung, bis er den armen jungen Mann, den meine Kugel getroffen, in einen der Wagen bringen ließ. Schwach fiel das bleiche Haupt des Getroffenen herab, und ſeltſam! ich meinte das Antlitz Hedwigs ſelbſt zu ſehen, ſo wie es in jenem Momente mich blaß und verſtört angeſtarrt hatte, als die Tante von meiner Verlobung geſprochen.

Die herbſtliche Abendſonne warf ſchräge bleiche Strahlen von den Bergen her über den Horſt und ſeine kahle Fläche.

Ich war jetzt lange nicht mehr ſo ruhig und heiter, als ich es vor dem Duell geweſen. Wehmuth, Angſt und Beklommenheit überkamen mich, als ich zur Stadt

zurückkehrte. Die Befriedigung meiner Rache hatte mir kein Glück zurückgebracht, hatte mich nicht über den Verluſt meiner höchſten Lebensfreude getröſtet, ſondern mir nur einen neuen Stachel in's gequälte Herz geſetzt, das nach wie vor zuckte unter dem brennenden Schmerze der Enttäuſchung, unter den namenloſen Qualen, deren Raub es geworden war.

Viertes Kapitel.

Krank und genesen.

Um wie viel lieber hätte ich die Kugel des Gegners empfangen! So heiß mein Rachegefühl gekocht hatte, jetzt war es mir ein quälendes Bewußtsein, dasselbe befriedigt zu haben. Nicht mehr mit Genugthuung vermochte ich an den Schmerz zu denken, den ich Hedwig bereitet, sondern mit peinigenden Selbstvorwürfen. Bis zu dem Zweikampfe war ich als der Gekränkte ihr gegenüber gestanden, jetzt hatte ich Rache an ihr geübt, sie in blutiger Weise verletzt, die Rollen waren vertauscht — und was hatte ich für Gewinn davon!

In der That konnte ich nicht mehr mit Befriedigung an Hedwigs Gram, an ihre Thränen denken, sondern die Vorstellung ihres Schmerzes, des Leids dieses holden, jungen Wesens schnitt mir in die Seele.

Zugleich begann ich die entſchuldigenden Gründe für Hedwigs Untreue näher in's Auge zu faſſen und zu würdigen. Ohne alle Nachrichten von mir, dem Verlobten einer Andern, wohl auch ohne jenes Vertrauen in die Feſtigkeit und Beſtändigkeit meines Charakters, die ſich bis dahin eben nicht beſonders bemerkbar gemacht hatten, — gebunden durch das Intereſſe und die Uebereinkunft in der Familie, gedrängt von ihrer Umgebung, und endlich beſtimmt durch den Eindruck der Perſönlichkeit ihres Verlobten, der dem überraſchten Mädchen, ſtatt in widerwärtiger Geſtalt, in der gewinnenden Perſönlichkeit eines höchſt einnehmenden, liebenswürdigen und gebildeten jungen Mannes entgegentrat: wie entſchuldbar erſchien mir jetzt ihr Benehmen!

Aber damit war mein eigner Schmerz, meine Qual ob ihres Verluſtes nicht gemildert. Die wilden Erſcheinungen meines Wehs traten allerdings jetzt zurück vor einer tiefen Schwermuth, die ſich in mein Gemüth, mein Empfindungsvermögen einfraß. Gänzliche Hoffnungsloſigkeit begleitete die Erſchöpfung nach den Aufregungen der letzten Wochen. In mein Herz war eine Leere, eine Oede eingezogen, die ich

ſchaurig empfand. Ich ſah den Quell meiner Liebe verſiegt, und mein Leben elend im Sande verrinnen.

Und den Qualen der Seele erlag auch endlich der Körper. Seit dem Duell war ich nicht mehr ausgegangen und weilte krank auf meinem Zimmer. Ich hatte nur noch gehört, daß ſich mein ſchwer verwundeter Gegner in dem zwei Stunden entfernten Edesheim verpflegen laſſe, in Edesheim, wo ich auf meiner Reiſe nach Landau beim Mittagstiſch zuerſt jenes ſchöne Mädchen getroffen, das Eugenien ſo ähnlich ſah, das nämliche Mädchen, wie ich mich mit einem Male erinnerte, an deſſen Seite mein Gegner vor unſerm Streite in den „Gärten“ geſeſſen war. In bitterer Ironie zuckte es um meinen Mund, indem ich mich dabei jener Tage erinnerte, wo der Name Hedwig mir ſchon Theilnahme eingeflößt hatte, als ich noch die Wichtigkeit, welche er für mich bekommen ſollte, nicht ahnen konnte. Ich gedachte des Lenzes, in dem unſere Liebe duftig aufgeblüht war, — und nun war es Herbſt geworden — ich ſah es an den zwei Bäumen, welche mein Fenſter nach dem Hofe beſchatteten. Das Laub zeigte nicht die kühle friſche Farbe des Frühlings, ſondern hing erblichen, vom Wetter gefärbt und gelichtet an den Zweigen. Und

den ächzenden Aeſten entriß der Wind ein fahles Blatt um das andere, um es dahin zu führen, wohin meine Lebenshoffnungen geſchwunden waren.

Der Arzt trat ein und befühlte meinen Puls. Wie gewöhnlich ſagte er dabei nur:

„Ei! Ei!“

„Was fehlt mir denn eigentlich, Herr Doctor?“

„Ei, ei!“

„Kann ich denn nicht einmal bald wieder in's Freie?“

„Ei, ei! Das iſt nun ſo, ſo!“

„So reden Sie doch, Sie bringen mich ja mit Ihren ungelegten Eiern in Verzweiflung. Wann kann ich aufſtehen und in's Freie?“

„Das iſt nun ſo, ſo. Morgen, wenn Sie wollen!“

„Gut. Das werde ich auch thun.“

„Ei, ei!“

„Haben Sie nichts über das Befinden meines Gegners gehört?“

„Das iſt nun ſo, ſo!“

„Ja, wie denn?“

„Ei, ei! Kümmern Sie ſich um Ihr eignes Befinden, Herr v. Waldenburg. Das iſt nun ſo, ſo!“

„Gut, ich werde morgen aufſtehen und aus dieſem finſtern Neſt hinaus in die Freiheit mich wagen.“

„Ei, ei! Ganz kluger Gedanke! Zerſtreuen Sie ſich, Herr v. Waldenburg. Machen Sie ſich ſo ſtark, als es Ihr Befinden erlaubt. Das iſt nun ſo, ſo!“

Damit war der Arzt wieder zur Thüre hinaus. Von ſeiner Erlaubniß machte ich Gebrauch und ging vor die Stadt, jedoch nie mehr durch das franzöſiſche Thor nach der Seite des pfälziſchen Wasgau, ſondern ſtets nur nach der Haardtſeite, in deren Weinbergen die Weinleſe bevorſtand. Es war die Zeit großer Jagden in den Haardtwäldern, bei Elmſtein und Johanniskreuz gekommen. Nun hatte ich mich wieder körperlich ſo weit erholt, daß mir der Arzt mit „Ei! ei!“ und „So, ſo!“ anrieth, der Einladung zu einem großen Treibjagen zu folgen, die auch an Hartenſtein gerichtet war.

Es war Mitte Oktober. Stürmiſchen Wochen waren freundliche, heitere Herbſttage gefolgt. Milder Sonnenſchein lag verklärend über der herrlichen Haardt und malte goldene Lichter in die herbſtliche Flur. Da gingen wir, Hartenſtein und ich, gleich nach dem Mittagstiſche in voller Jagdrüſtung durch das deutſche Thor und wanderten hinaus durch die Felder, den

Weinbergen und dem blauen Gebirgswall der Haardt entgegen. Rüſtig ging es die Höhen hinan, ſtets in der Richtung der St. Annakapelle, die hoch von einem Vorſprunge des Teufelsberges über die fernblinkende Winzerorte Gleisweiler und Burrweiler in die weite Rheinebene hereinſchaute.

Unſer Plan war der. Wir wollten den Kaffee in dem neuen Bade bei Gleisweiler trinken, dann durch das Thal der Heimbach nach der ſchönen Ruine Scharfenecks wandern, die ich noch nicht kannte, und von dorten Abends über den Roßberg nach dem Modenbacher Hofe hinunter ſteigen; dieſer Hof unſeres Jagdfreundes ſollte uns Obdach für die Nacht gewähren, welche dem Jagdmorgen in den tiefen Wäldern voranging.

Freundlich leuchtete die Herbſtſonne auf unſern Weg durch die Weinberge. Das Dorf Gleisweiler war ſchon durchſchritten, und die Thalmulde öffnete ſich, aus deren Mitte ſich ein ſchöner Neubau, von hohen Kaſtanienbäumen umſchloſſen, erhob. Das war das Badgebäude. Von den Kaſtanien fiel Blatt um Blatt im Sonnenlichte flimmernd, die ſüße Frucht lag braunſchimmernd zwiſchen dem fahlen Laube neben dem Wege. Die Fontaine warf ihren Kryſtalſtrahl

fröhlich rauſchend in die blaue Luft, während das Waſſer niederfallend ein Becken füllte, in welchem ein Schwan ſtumm ſeine Kreiſe zog. Die meiſten Gäſte waren wohl ſchon entflogen, es war ſtill hier. Nur unter den Bäumen des entgegengeſetzten Randes der hochgelegenen Schlucht des Teufelsberges wanderten zwei Frauengeſtalten langſam hin.

Ihr Anblick verurſachte mir eine eigenthümliche Gemüthsbewegung, die ich ſeit lange nicht mehr empfunden. Die Eine von hohem ſtattlichen Wuchſe hatte die Andere von zarterer Figur unterm Arm gefaßt, als müſſe ſie dieſelbe aufrechthalten. Ohne uns zu bemerken, ſchritten die jungen Damen dahin, während ich öfter hinüber ſchaute. Die Größere in heller Seidenrobe war brünett, wie Eugenie, — die Andere im einfachen ſchwarzen Gewande aſchblond, wie — Hedwig. Ja, wie Hedwig, ſo zart, ſo anmuthig, ſo lieblich. Ihr Geſicht vermochte ich noch nicht zu ſehen, aber nach der ganzen Erſcheinung, in der etwas Nonnenartiges lag, das mir beſonders anziehend erſchien, und nach dem blendend weißen Halſe unter den weichen Flechten zu ſchließen, konnte dem Antlitze nichts von weiblicher Schönheit fehlen. Mir fing das Herz leiſe zu pochen an, als wir uns dem Platze vor

der Colonnade des Badegebäudes näherten, wo wir die langsam dahinschreitenden treffen mußten. Wir kamen den Damen ziemlich nahe, — in der größeren hatte ich bereits die schöne Luise von Edesheim erkannt, die auch in den „Gärten" von Landau hinter mir gesessen war. Nun hob auch die andere das gesenkte bleiche Haupt, und ich sah in ein liebliches, engelschönes, blasses Angesicht, in zwei langbewimperte, tiefblaue Augen, denen die Thränen keine seltenen Gäste sein mochten.

Ich stand wie im Traume. Es war Hedwig, meine noch immer heißgeliebte, betrauerte Hedwig.

Auch sie mußte mich erkannt haben. Jähe Röthe ging einer Todtenblässe vorher, ihr ganzer Körper zitterte so, daß ihre Begleiterin sie stärker faßte, um sie aufrecht zu erhalten. Mir aber war es, als müßte ich sie, lautaufschreiend, bei Namen rufen. Hartenstein verbeugte sich vor den Damen, während sie jetzt rasch um das Gebäude eilten und verschwanden. Ich war starr, bewegungslos gestanden und folgte jetzt mechanisch meinem Freunde unter die Colonnade.

Der Kaffee war bald gebracht. Hartenstein fragte den Kellner, wer die beiden Damen gewesen. Dieser antwortete ziemlich zerstreut:

„Welche Damen?“

„Nun, die vorhin da vorüberkamen, — die hohe Brünette in dem grauen Seidenkleid und die hübſche Blondine, die wie eine Nonne dreinſieht!“

„Ach ſo! Sie meinen die Dame, welche mit dem Herrn hier iſt, der im Duell den Schuß bekommen hat —“

„Und die Andere?“

„Iſt auf Beſuch gekommen — von Edesheim herüber. Kommt öfter. — Gleich!“ rief der Eſel von einem Kellner in das Gaſtzimmer hinein und verſchwand auch hinter der Glasthüre mit der Kaffeekanne, ohne ſich wieder zu zeigen.

Hartenſtein drängte zum Weitergehen, ich wankte neben ihm drein um den Bergvorſprung herum; ſo oft ich auch zurückſah und meine Augen nach den Fenſtern an der Fronte des Badegebäudes richtete, konnte ich doch keine Spur von derjenigen entdecken, die von meinen Blicken und meiner Seele geſucht war. Wir lenkten in das Waldthal des Heimbachs ein und ſtiegen hinein in den Bergwald, immer höher durch die jungen Föhren, bis die Herbſtpracht des Laubforſts uns umfing, — und noch hatte ich nichts geſprochen, aus Furcht mit einem unwillkürlichen Worte

das Geheimniß meines Herzens, das tiefe Weh zu verrathen, von welchem meine Bruſt angefüllt war. Hartenſtein war an meine ſchweigſame, melancholiſche Stimmung ſchon gewöhnt. Als wir nun durch den farbenprächtigen Laubwald ſchritten, hub er an:

„Seltſam, Waldenburg. Mein' ich doch das hübſche, blonde Mädchen mit dem leidvollen Ausdrucke ſchon irgendwo geſehen zu haben."

„Du weißt ja nicht, ob's nicht eine Frau iſt," brachte ich nach einer Pauſe hervor.

„Das glaub' ich nun nicht, ſie gemahnt eher an eine Nonne," meinte Hartenſtein. „Aber gleich viel. Iſt uns dieſes liebliche Antlitz nicht damals bei der luſtigen Parthie auf der Madenburg vorgekommen? Ja, halt doch! Auf Parole! Sie begleitete jene ſtolze Römerin aus den tabernis montanis, die ſchöne Tochter der Böhämmerſtadt, an deren Rockſaum Du Dich zu hiſtoriſchen Forſchungen nach Bergzabern ziehen ließeſt. Iſt's nicht ſo?"

„Ich glaube!" ſagte ich düſter, aber in einem Tone, der die Fortſetzung dieſes Geſprächs nicht wünſchte.

Wir waren damit auf einen Bergvorſprung nach Weſten hin gelangt und ſtanden vor den grauen Reſten

eines ſchönen mittelalterlichen Schloſſes, deſſen vier Thürme mächtig aus dem Gebüſche ragten.

„Das iſt Scharfeneck," ſagte Hartenſtein, „die Burg, welche der ſiegreiche Fritz von der Pfalz den Kindern ſeiner geliebten Clara v. Detten ſchenkte, deren Nachkommen noch als Fürſten von Löwenſtein fortblühen. Sieh, über die Zugbrücke dorten ſtürmten die Haufen im Bauernkriege in's Schloß; einer der trunkenen Geſellen ſtürzt in den tiefen Burggraben und ſteht wohlbehalten wieder auf, was die Kerle für ein Zeichen des Himmels hielten, daß die Burg zerſtört werden müſſe, trotz ihres vorherigen Verſprechens, ſie zu ſchonen, wenn man die Thore der Burg öffne. Und ſie wurde ausgebrannt, wie das Kloſter Euſtersthal drüben und all die Schlöſſer im weiten Umkreiſe."

Während Hartenſtein dies erzählte, ſah ich mich auf Scharfeneck etwas um. Die Ruine iſt nicht der Rheinebene, ſondern dem Weſten zugewendet. Zu ihren Füßen zieht ſich vor dem Quaichthale her das Bamberger Thal in die weiten, einſamen Wälder hinter dem Weinlande der Haardt, jenſeits über dem Dorfe ragt die Ruine Ramberg, aus dem Forſte nördlich die von Modeneck. Dorthin zeigte Harten-

ſtein, da an ihrem Fuße der gaſtliche Hof unſers Jagdfreundes in der Bergeinſamkeit liegt. Meine Augen jedoch ſchweiften ſüdweſtlich über die drei Burgen des Trifels hin in das verſchleierte Felſenland des Wasgau, wo meine Liebe ſo reich aufgeblüht war, um ſo bald unterzugehen. Während Hartenſtein noch einige Sagen der Burg erzählte und dann zum Aufbruch mahnte, ſagte ich:

„Mein Beſter, ich werde Dich allein ziehen laſſen müſſen, ich kehre um, — frage mich nicht warum.“

„Aber — was fällt Dir ein! Die famoſen Weine unſers Freundes, die herrliche Nacht in der Gebirgseinſamkeit, die Jagd in der weiten Waldpracht des Herbſtes, — denk Dir nur, hoch oben am Schänzel, wo 1794 der preußiſche General Pfau unter den Bajonetten der Sansculotten fiel! „Je ne me rends pas à voleurs!“ hatte er noch auf die Aufforderung ſich zu ergeben gerufen.“

„Er war ein Held, das hat ja auch ſein öſterreichiſcher Kamerad, Graf Wurmſer, in einem Denkmal dort oben anerkannt,“ erwiderte ich. „Aber es giebt morgen keine Franzoſen dort zu bekämpfen, ſondern wehrloſe Kinder des Waldes, arme Rehe,

und dazu fühl' ich mich nicht aufgelegt. Ich kehre um!" —

„In der That," ſagte Hartenſtein nach einer Weile, „Du könnteſt uns durch Deine Sentimentalitäten noch die Jagd verderben. Ich laſſe Dir Deinen Willen. Adieu! Freund! Verirr Dich nicht im Walde!"

Und wir ſchieden, — unſere Wege trennten ſich, raſch waren wir einander im Walde aus dem Geſichte geſchwunden. An den Rand des Heimbachthales hatte ich bald wieder zurück gefunden, und nun zog es mich hinaus aus den Wäldern, die mir nichts bieten konnten. Und was wollte ich? Nur noch einmal ſie ſehen, die dort außen weilte, ſo nahe, ſo nahe, und doch ſo unerreichbar für mich! Die Sehnſucht nach ihrem Anblicke war eine ſo brennende geworden, daß ich flüchtig den Waldhang hinunter ſetzte. Ich wollte ſie nur noch ein einziges Mal ſehen, und dann meinen Harm forttragen, wohin es dem Schickſale gefiel. An der Papiermühle vorüber durch die Weinberge ſtand ich wieder vor der Bergmulde, aus der das Badgebäude ſo ſtattlich als freundlich blickte. Die Schlucht öffnet ſich ſüdweſtlich nach der Rheinebene hin, welche hinter den Weinbergen von

den letzten Strahlen der herbſtlichen Abendſonne ſchwach beleuchtet im Dufte verſchwamm, als ich da mit Herzpochen hinanſchritt. Von den zwei Frauengeſtalten ſah ich nichts. Wieder ſaß ich unter der Colonnade bei einem Glaſe Wein, ohne der Abendkühle zu achten, auch ohne viel von der lieblichen Ausſicht über das Rheinthal hin zu ſehen. Schon dämmerte es und ich ſaß noch immer in Sehnſucht wartend, bis die Liebliche ſich zeige.

Zwei Herren kamen jetzt in die Colonnade herein, der eine leicht auf einen Stock geſtützt. Ihnen folgten zwei Damen — ach, ſie war's! Alle vier ſetzten ſich auf die Bänke in der Colonnade, um noch einige Minuten lang die Ausſicht in die Ebene zu genießen. Noch hatte mich Niemand bemerkt, und ich rührte mich nicht in meiner Ecke.

„Weißt Du denn auch gewiß, Hedwig," fragte jetzt die Stimme eines der Herren, „daß er es war?"

„Ach, er war's, lieber Karl!" ſprach jetzt Hedwigs Stimme, die alle Saiten meines Herzens erbeben machte. „Nicht wahr, Luiſe, Du erkannteſt ihn auch. Er ſah ſo bleich und abgezehrt aus, ärger als Du, Karl. Gewiß litt er auch."

Nun ſah ich nichts mehr als ihre heiß überquel-

lenden Augen, da zwei große Thränen in denſelben glänzten. Das Herz ſchwoll mir im Buſen. Sie hatte mich noch nicht ganz vergeſſen, ſie dachte noch meiner an der Seite ihres „lieben Karl!“ — Nun ließ ſich eine andere Männerſtimme vernehmen, die mir wohlbekannt war, denn es war die meines Freundes Franz Stamm.

„Wenn ich nur dageweſen wäre, ich hätte ihn ſicher angehalten!“ ſprach er. „Ich hätte hören müſſen, was denn mit ihm iſt. Ich hätte erfahren müſſen, ob es ihm denn nicht weh thut, uns Alle ſo tief dadurch gekränkt zu haben, daß er auf Dich ſchießen konnte, Karl!“

Jetzt hielt es mich nicht länger in meiner Ecke. Zur Ueberraſchung der kleinen Geſellſchaft, die ſich allein wähnte, trat ich vor. Hedwig ſtieß einen ſchwachen ſtöhnenden Schrei aus, die Herren ſahen mich erſtaunt an.

„Herr Lieutenant!“ ſagte dann Franz kühl und langſam.

Ich machte mich ſtark, indem ich ihm die Hand hinreichte, die er zögernd ergriff. Dann ſprach ich:

„Mein Freund, allerdings haben Sie ein Recht darnach zu fragen und zu hören, wie tief mich das

Vorgefallene ſchmerzt. Und Sie, mein Herr" — wandte ich mich hierauf an meinen verwundeten Gegner — „wenn Sie wüßten, wie leid mir mein Betragen gegen Sie ſchon gethan und immer thun wird, würden Sie mir eben ſo von Herzen verzeihen, als ich darum bitte."

Mein Gegner erhob ſich raſch auf ſeinem Stocke und griff nach meiner Hand, indem er, ſie kräftig drückend, ſprach:

„Bitte, kein Wort mehr darüber, Herr Lieutenant. Es ſoll vergeſſen ſein!"

Jetzt kehrte ich mich nach der Seite, wo Hedwig ſaß. Meine Stimme zitterte, als ich, mich ihr nähernd, ſagte:

„Und darf ich mich auch noch an Sie — Sie wenden?" Ich wußte ja nicht, ob ich Frau oder Fräulein ſagen durfte. Ich war tief erſchüttert, als ich hingeriſſen vom Schmerz des Augenblicks fortfuhr: „O Hedwig! Können Sie vergeben? Wenn Sie wüßten, wie mir jeder Augenblick des Kummers, den ich Ihnen verurſachte, auf der Seele brennt, Sie würden einem Unglücklichen von Herzen vergeben."

Wie es gekommen, daß ſich ihre Hand in die meinige gefunden, wußte ich nicht. Aber ich umſchloß

wieder in einem Augenblick ſeligen Schmerzes das zarte, weiche Händchen. Ihr leiſer Druck ſagte mir, daß ſie verziehen, aber ihr Angeſicht war abgewandt. Konnte ſie meinen Anblick nicht ertragen, oder wollte ſie die bewegte Miene, ihre Thränen verbergen? Nur zu wohl fühlte ich jetzt, daß ich abbrechen mußte, um nicht von der heftigſten Gemüthsbewegung überwältigt zu werden. Ich wagte es, ihre Hand mit meinen Lippen zu berühren, — dann ließ ich ſie los und ſtürzte fort in die Nacht hinaus.

Auf mir unbekannten Wegen eilte ich fort durch Weinberge und Dörfer, in denen ſchon die Lichter brannten, und dann auf's öde Feld hinaus. Kühl ſtrich der Nachtwind um meine Stirne, als ich mich endlich auf einer Feldhöhe neben einem Hohlwege fand. Ich wußte nicht, wo er hin führe. Wußte ich es doch auch von dem Wege meines Lebens nicht. Am liebſten wäre es mir geweſen, es hätte gleich da an dem Markſteine ein Ende genommen, vor dem ich ſtehen geblieben war.

Wilder Verzweiflungsſchmerz hatte mich gefaßt. Schwarz lag Alles vor mir. Die glitzernden Sterne des Nachthimmels ſandten keinen Strahl in die Hölle herab, die in mir tobte. Ach, ich fühlte es nur zu

ſehr, — ich konnte nicht entſagen; mir mangelte die Kraft, das Leben zu ertragen, ohne ſie.

Und war es denn nicht raſch geſchehen! Fühlte ich nicht den kalten Lauf meiner Büchſe in meiner krampfhaft geballten Fauſt! Hier war ich allein in der Nacht, — nur ein Druck mit dem Fuße, und es war Alles vorbei!

Alles? Und der Gram meiner Eltern?

„O mein Vater! O meine Mutter!“ ſchrie es jetzt in mir auf, während ich niedergeſunken war.

Meine Stirne lag von meinen Händen verhüllt an den kalten Markſtein angelehnt. Ich durfte ja hier, einſam, allein, ungeſehen, auf weitem Felde in der Nacht mich meinem grenzenloſen Schmerze hingeben, — ich durfte ſchluchzen, jammern, klagen. Der Nachtwind ſtöhnte mit mir und trug meinen Jammer nicht weit. Und da lag ich — wie lange, weiß ich nicht — und wimmerte in die Nacht hinein:

„O Hedwig! Hedwig, warum warteteſt Du nicht! O, meine armen, unglücklichen Eltern!“ — —

Da legte ſich eine Hand ſanft auf meine Schultern, und eine Stimme ſprach theilnahmsvoll:

„Herr von Waldenburg, ſtehen Sie auf von dem kalten Boden, — ich bitte.“

Ich erhob mich raſch. Es war Franz, der mir wohl in die Nacht hinein gefolgt, als ich fortgeſtürzt war. Er hatte meine Hand gefaßt, drückte ſie warm und innig.

„Nicht ſo traurig, — nur nicht verzweifeln!“ fing er dann mit mehr Gefühl an, als ich ihm zugetraut hätte. „Es iſt für jede Wunde ein Kräutlein gewachſen, auch für die Ihrige.“

„Für die meinige nicht,“ ſagte ich leiſe und düſter.

„Vielleicht doch. Kommen Sie, gehen wir den Hohlweg hinunter, — er führt Sie nach Godramſtein, von wo Sie das deutſche Thor vor deſſen Schluß noch leicht erreichen. Ich begleite Sie eine Strecke, bis Sie nicht mehr fehlen können.“

So nahm er mich unter den Arm und wir ſchritten weiter. Da er ſchwieg, fing ich an:

„Sie waren Zeuge eines vielleicht unmännlichen Schmerzes, der mich nach ſo vielen Aufregungen übermannt hatte. Es iſt jetzt vorüber, ich bin gefaßter, — hoffentlich vergeſſen auch Sie, lieber Freund, was Sie geſehen. Es erfährt wenigſtens nie ein Dritter davon?“

„Da können Sie ruhig ſein,“ antwortete Franz gelaſſen. Uebrigens haben Sie ſich deſſelben nicht

zu ſchämen, — auch Andere haben ſchon ſolche Stunden gehabt.“

„Sie doch nicht, Franz. Ich weiß es, lieber Freund, Sie lieben ein Mädchen, das Ihrer Liebe werth iſt und Sie wieder liebt, — was ſoll das bischen Armuth, das bischen Zuwarten heißen, wenn Beide ausharren!“

„Hm! Sie verſtanden mich,“ ſagte Franz. „Ja, ja, es hat mir ſo was geträumt, daß Sie in einer gewiſſen Nacht auf dem Bärbelſtein geweſen. Gut, wir wollen gegenſeitig unſere Geheimniſſe bewahren. Aber, laſſen Sie ſich doch nun einmal ſagen, und Sie müſſen mir ſchon jetzt erlauben, ſo zu fragen: Warum waren Sie doch von je ſo unfreundlich gegen Vetter Carl? Schon in München nahmen Sie ein anſtoßendes Benehmen gegen ihn an, und dann trieben Sie ihn in Landau noch zum Duell, das doch keine Sache für uns Geſchäftsleute iſt. Wie konnten Sie ihm nur die Kugel in den Leib ſchießen! War er denn je unfreundlich gegen Sie?“

„Gewiß nie!“ ſagte ich traurig.

„O, Sie haben uns tief gekränkt, Herr Lieutenant. Vor Allem aber Hedwig, die beinahe verzweifelte!“

„Mein Gott!“ rief ich. „Und doch geſchah es nur aus dieſer unglückſeligen Liebe für ſie.“

„Aus Liebe? Schöne Liebe das. Ich will Sie nicht verletzen, Herr Lieutenant, aber ſie haben doch alles Unglück ſelbſt verſchuldet. Wenn Sie Neigung zu meinem armen Bäschen fühlten, hätten Sie unſerer Einladung nach Erlenbach damals nicht folgen ſollen, denn wir wußten nicht, als wir Sie einluden, daß Sie verlobt waren. Als Sie jedoch einmal da waren, wäre es Ihre erſte Pflicht geweſen, uns mit ihrer Verlobung bekannt zu machen, Ihre zweite — Alles zu vermeiden, was einem ſo unſchuldigen unerfahrenen Mädchen wie mein Bäschen eine Neigung einflößen konnte. Wiſſen Sie, wir ſind nur ſchlichte Leute, wir können Ihnen auch keine Vorſchriften über Lebensart und Takt geben, aber es iſt das nun einmal ſo meine Empfindung, daß es nicht recht von Ihnen gehandelt war. Sie hätten uns und Sich viel Kummer erſparen können und ſäßen jetzt nicht in einem unſeligen Zwieſpalt zwiſchen einer jungen Neigung und einem älteren Verlöbniß, das Sie nicht brechen können.“

„Das ich nicht brechen kann? Es iſt längſt gebrochen!“ rief ich.

„Es iſt gebrochen? Es exiſtirt nicht mehr? Dann weiß ich gar nicht mehr, was ich denken ſoll," meinte Franz. „Doch erlauben Sie mir nun eine Zwiſchenfrage: war Ihre Braut Ihnen aufgedrängt, war ſie alt, häßlich oder zu arm?"

„Von allem das Gegentheil," erwiderte ich. „Sie war ſehr jung, ſehr ſchön, ſehr reich."

„Hm! Dann war es wohl das überaus reizende Mädchen, das auf jenem Ball unſern Carl ſo entzückt hat, daß er ſich nicht ſatt an ihr ſchauen konnte. Da er bald Hochzeit hält, darf man ja davon reden. Sie gleicht der Luiſe auffallend, nicht wahr?"

Die letzte Frage hatte ich überhört und ſagte jetzt wieder mit zitternder Stimme:

„Die Hochzeit hat alſo noch nicht ſtattgefunden?"

„Nein! Er muß erſt völlig geſund werden. Aber Herr Lieutenant," fuhr Franz fort, — „ſagen Sie doch, da wir einmal in der Offenherzigkeit begriffen ſind, warum haben Sie denn die Verlobung mit einem ſo ſchönen und reichen Mädchen aufgelöſt?"

„Ach, Franz — das ſollten Sie doch wiſſen, daß mir für meine Liebe kein Hinderniß zu ſchwer, kein Opfer zu groß ſein konnte. Ich habe Alles und hätte noch viel mehr für ſie dahin gegeben!"

„Für wen? Meinen Sie Hedwig?“

„Wie können Sie noch ſo fragen!“ kam es ſtöhnend aus meiner Bruſt.

Franz ließ eine kleine Pauſe eintreten. Dann fragte er:

„Aber um's Himmels willen, wenn Sie frei waren und Alles für mein Bäschen gethan, warum kamen Sie denn nicht wieder? Glauben Sie mir, ich weiß es, mit welcher Sehnſucht Sie erwartet wurden.“

„Ich kam — zu ſpät!“

„Sie kamen zu ſpät? Hol' mich gleich des Teufels Großmutter, wenn ich Sie verſtehe.“

„Ach, Franz!“ ſeufzte ich bitter auf. „Drängen Sie mich nicht. Soll ich denn wieder all die Qual und Marter jenes entſetzlichen Augenblicks durchempfinden, wo ich ſie in den Armen eines Andern, — ihres Bräutigams ſehen mußte?“

„In den Armen ihres Bräutigams? — Wer hat Ihnen denn von einem Bräutigam erzählt?“ fragte jetzt Franz, indem er ſtehen blieb und mich in der Dunkelheit ſcharf anblickte.

„Nun fang' ich an, Sie nicht zu verſtehen,“ meinte ich darauf. „Ich ſah nur zu deutlich ſie, die ich über Alles liebte, an der Bruſt Ihres Vetters Karl.“

„So! So! — Gut! — Aber wer Ihnen von dem Bräutigam geſagt hat, das möcht ich doch wiſſen.“

„In der That, Sie ſind ſeltſam, Franz. Noch im Moment, wo ich kam, um mir Hedwigs Hand zu erbitten, hört' ich's an der Sägemühle von unſerm Freund Schakob von Bergzabern und dem ſogenannten Hammichel, die nur ſagten, was der Sägemüller beſtätigen konnte.“

Franz war einen Augenblick ſtill. Dann hörte ich ihn mit dem Fuße ſtampfen; und nun kam folgender Herzenswunſch von ſeinen Lippen:

„Ei, ſo wollt' ich doch, daß ein Himmelheilighagelkreuzdonnerwetter den Schakob ſammt ſeinem Hammichel und den Eſel von Sägemüller obendrein in die ſiedig' Höll' 'nunterſchlagen thät'! Die haben was Schönes angerichtet. Die Krenk' ſollen ſie alleſammt kriegen! O hätt' ich ſie nur da, die Mordskameele! — 's iſt ja Alles verlogen!“

„Was? Wie?“ rief ich, faſt erſchreckend vor der aufblitzenden Hoffnung. „Hedwig wäre nicht Braut?“

„Keine Spur!“ ſchrie der noch immer ingrimmige Franz.

„Ihr Vetter Karl wird ſie nicht heirathen?“ rief ich halb außer mir.

„Der heirathet doch wahrhaftig nur ſeine Luiſe und nicht ſeine eigene Schweſter! Was für Sachen!“

„Schweſter! O Gott! — Hedwig ſeine Schweſter!“ ſchrie ich wie im Wahnwitze. „Franz, Franz, lieber, herziger Franz — machen Sie mich nicht närriſch! Sagen Sie die Wahrheit. Iſt Hedwig wirklich ſeine — ſeine wirkliche Schweſter?“

„Nun wenn Sie ſo genau unterſcheiden wollen — nur ſeine Halbſchweſter.“

Mir ſchwindelte, ich taumelte, ich nahm ihn um den Hals und rief:

„Guter, lieber Fanz, iſt es denn wahr, iſt es nicht Täuſchung?“

„Na, ich werd's doch wiſſen!“ ſagte der Gute und hob wieder die Fauſt: „Aber wart' nur, ich reiß' dem Sägemüller ſeine grauen Borſten aus, wenn ich heimkomme, und der Schakob ſoll mir nur nicht mehr in's Haus! Mit der Bekanntſchaft haben Sie doch lauter Unglück gehabt — Böhämmerjagd und —“

Was aber lag mir an Schakob und ſeiner Bekanntſchaft! Ich wußte mich noch immer nicht in alle dieſe Löſungen ſo unheilvoller Conflicte zu finden, und ſchon taumelte ich in Entzücken, das freilich in

Wehmuth getaucht war, da ich meine Leiden nicht ſo raſch vergeſſen konnte. In tiefen Herzensſeufzern löſte ſich die Qual vom beklommenen Gemüthe. Und nun erinnerte ich mich mit wahrem Entſetzen an die Möglichkeit, der Mörder des Bruders der Geliebten zu ſein. Wie viel hätte gefehlt, wie viel durfte die Kugel tiefer eindringen, um mich als fluchbeladenen, elenden Mörder unter dem Himmel irren zu ſehen! — Franz riß mich aus den ſchauderhaften Vorſtellungen.

„Hören Sie einmal," fing er wieder an, „das waren böſe Mißverſtändniſſe, verwünſchte Irrungen, die ſo leicht das ſchrecklichſte Ende nehmen konnten. Man darf gar nicht daran denken, und das wollen wir auch nicht. Wenn ich mir nur in's Gedächtniß zurückrufe, was Hedwig gelitten hat, ſchaudert mir. Sie hätten das arme Kind ſehen ſollen, wie es den Kopf matt auf die Hand geſtützt im Garten ſaß und hinaus ſah gegen die Straße — Tag für Tag. Und Niemand kam. Endlich kam der, den ſie nicht ſehnſuchtsvoll erwartete, mit ihrem Bruder. Es war unſer Vetter Karl Brinkner, ſteinreich, aber ein ſeltſamer Kauz, der ſich ſchon von Hedwigs Eltern das

Kind zur Frau verſprechen ließ und nun kam, von der Jungfrau das Jawort zu holen. Er war auch zufrieden, als er es nicht erhielt, und erzählte, als eigne Erlebniſſe, nach wie vor Anecdoten, die ſchon unſer Großvater von ſeiner Großmutter gehört, — ſo auch die von den Noten für Blasinſtrumente — denken Sie ſich, in Frauengeſellſchaft. Dann richtete er ſich die paar Häärchen auf dem Scheitel zuſammen und fuhr ab. Hedwig aber verlebte einige glückliche Tage mit dem Bruder, deſſen ausgebreitete Geſchäftsreiſen ihn lange abgehalten hatten, ſein Schweſterchen zu beſuchen. Dann kam das unglückſelige Duell, das Carl nicht verhindern konnte. So ſehr man es vor Hedwig geheim hielt, kam ſie doch dahinter, daß Sie der Gegner waren. Sie hätten ſie ſehen ſollen, wie ſie in die Kniee ſank und ihr Geſicht verzweiflungsvoll in ihren Händen barg, wie ihr die Haare aufgelöſt über die Schultern fielen und der Körper zuſammengeknickt gleich Espenlaub zitterte."

„O halt ein, Franz!" rief ich erſchüttert. „Und jetzt, jetzt?"

„Sie ſchwärmt für den Gedanken, den Schleier zu nehmen."

„O mein Gott! Und wenn ich — komme?“

„Weiß nicht, was ſie ſagen wird. Aber kommen Sie bald. — Da liegt Godramſtein, — ich muß nach Gleisweiler zurück. Eilen Sie, daß Sie noch vor Thorſchluß die Stadt erreichen.“

Fünftes Kapitel.

Auf der Höhe.

Wie war die Nacht so lang! Wie träge schlichen die Stunden! Mir bangte, daß von heut auf morgen noch die Welt einstürzen könnte, so mißtrauisch war ich ob des schwindelnd hohen Glücks, zu welchem ich blitzschnell aus den schwärzesten Schatten der Unterwelt emporgestiegen war.

Ich wußte nicht mehr, wie ich den Schneckengang der Stunden in jener Nacht beschleunigen sollte. Ich nahm alle meine Bücher wieder vor, die mir treu geblieben waren; keines vermochte mich zu fesseln. Ich griff zum Kalender und suchte nach dem Namen Hedwig. Das unterhielt mich wie die köstlichste Lectüre. Lange, lange fand ich ihn nicht und schon fürchtete ich, er finde sich gar nicht in dem elenden Almanach, als ich zu meiner Ueberraschung endlich fand, daß der

nächſte Tag, der auf dieſe Nacht folgte, den Namen Hedwig trug. Das machte mich ganz glücklich, und ſo ſchlief ich ein.

Am frühen Morgen ſchon ging ich aus den Thoren. Es war wieder ein heiterer, friſcher Oktobertag. Um Landau herum war ſchon Weinleſe, in den beſſeren Weinbergen an der Haardt jedoch noch nicht. Fröhlich wanderte ich in den Feldern hin und her, nur noch von der Ungeduld und Unruhe der Erwartung geplagt. Das Badhaus von Gleisweiler hatte ich ſchon längſt in's Auge gefaßt, eben ſo die hohe St. Annakapelle an dem Abhange des Teufelsberges. Endlich, als ich die Stunde für ſchicklichen Beſuch herangenaht glaubte, ſchlug ich den Weg in die Bergmulde hinter Geisweiler ein und ſchritt mit pochendem Herzen auf das Badgebäude los.

Als ich unten nach Herrn Fabrikant Baumann fragte, führte man mich über die Stiegen empor nach einer Reihe von Zimmern. Ich pochte an eine Thüre und man rief Herein! Als ich eingetreten war bemerkte ich, daß in dem Salon eine Art Familienrath abgehalten wurde. Denn da ſaß nicht blos der Bruder Hedwigs, ſondern auch Franz, dann Luiſens Mutter und Hedwigs Tante, die Frau Räthin. Der

Bruder Hedwigs erhob ſich nicht ohne einige Anſtrengung und ging mir dann ohne Krückenſtock entgegen, um mir nicht gleich beim Eintritt das unglückſelige Duell in's Gedächtniß zurückzurufen. Franz verhielt ſich ruhiger, die beiden Damen aber ſaßen mit mehr Gravität da, begrüßten mich mit mehr Förmlichkeit, als mein warmes Herz verlangte. Mir fing es an beklommen zu Muth zu werden. Ich hatte gehofft, nur Hedwig bei ihrem Bruder zu treffen, jetzt war weder ſie ſelbſt noch Luiſe hier zu ſehen. Dafür war ich den prüfenden, ernſten Blicken der beiden alten Damen ausgeſetzt.

Zum Glücke begrüßte mich Hedwigs Bruder etwas herzlicher und lud mich zum Niederſitzen ein. Die Frau Räthin fragte ziemlich kühl nach meinem Befinden, und meine Befangenheit ſtieg, als ich merkte, daß man von mir eigentlich eine Erklärung meines Beſuches erwarte. Zum Glücke gab das ſchöne Wetter ein ſehr intereſſantes Thema für die Unterhaltung, und bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich auch, daß dieſes Wetter die Frau Räthin verlockt habe, aus dem ſtill gewordenen Gebirgsthälchen mit Franz da herauszufahren in's Weinland, um einmal auch das neue Bad zu ſehen und den Namenstag Hedwigs mitzufeiern.

Hedwig aber denke noch gar nicht daran, daß heute ihr Namenstag ſei.

Ich ſah mich dabei mehrmals um, ob denn ihre liebliche Geſtalt nicht in's Zimmer trete. Die Tante aber verweilte jetzt, was mir ſehr lieb war, bei ihren Reden von Hedwig. Das Mädchen, ſagte ſie ſeufzend, denke überhaupt jetzt an nichts mehr, als an ihre Schwärmerei für das Kloſter. Was daraus noch werden ſolle? Auch ſinge ſie auf ihrem Clavier, das man ihr hierher gebracht habe, faſt gar nicht mehr, und wenn ja einmal, dann nur ein gewiſſes Lied, das man früher nicht von ihr gehört habe. Das ſinge ſie aber ſo gar traurig, daß es einem das Herz umwenden könne.

„Kennen Sie das Lied nicht, Herr v. Waldenburg?“ wandte ſich dann die Tante direct an mich. „Die Compoſition habe ich ſchon früher gehört. Es iſt eine getragene Melodie, eine Art Lied ohne Worte. Nun hat aber Hedwig Strophen dazu gefunden und unter die Noten geſetzt. Vielleicht errathen Sie den mir unbekannten Dichter. Es muß dort auf dem Notenpult obenauf liegen.“

Ich wandte mich um, und ſah das Heft liegen. Alsbald ergriff ich daſſelbe, und meine Augen weide-

ten ſich an den weichen Schriftzügen Hedwigs. Die letzte Nummer des Heftes mußte wohl das Lied enthalten, von dem die Tante ſprach.

„Wollen Sie es nicht laut vorleſen, Herr v. Waldenburg?“ fragte ſie jetzt.

„Mit Vergnügen!“ erwiederte ich und las folgende von Hedwigs Hand niedergeſchriebene Strophen, zuerſt ziemlich ruhig, dann immer bewegter:

O mein Lieb! O mein Lieb!
Daß du mich verlaſſen,
Ob ich dir auch treu verblieb; —
Ach, wie kann ich's faſſen!
Deinem Wort im blüh'nden Thal
Lauſcht' ich unerfahren,
Als im Garten wir beim Mahl
Einſt ſo glücklich waren.

Ach, vorbei! Längſt vorbei
Iſt das Blühn und Prangen.
's war ein wunderſchöner Mai!
Alles iſt vergangen.
Kommſt Du nochmals doch zurück,
Haſt mir Lieb geſchworen!
Ach, vorbei iſt alles Glück,
Seit die Treu verloren.

Weißt du noch? Weißt du noch,
Wie wir Morgens wallten
Auf des Berges grünem Joch,
Bis die Glocken ſchallten?
Da wir ſtill und treu vereint
In die Buchen kamen:
Weißt du noch, wie du geweint,
Als wir Abſchied nahmen?

Ganz leiſe hatte ich die letzte Strophe geleſen, bis mir die Stimme in wehmüthiger Ergriffenheit unter Thränen ganz erſtarb. Ich hatte mein Geſicht ab und gegen das Clavier gewandt, auf deſſen Taſten meine Hände mit dem Hefte niedergeſunken waren.

Im Zimmer war eine Pauſe eingetreten. Hinter mir ſchluchzte Jemand leiſe. Dann nahten mir Schritte.

„Lieber Herr v. Waldenburg," ſagte eine weiche zitternde Stimme, in der ich die der Tante Hedwigs kaum wieder erkannte. „Tröſten Sie ſich. Hedwig wußte es nicht beſſer!"

Die Matrone hatte meine beiden Hände erfaßt, indem ſie fortfuhr:

„Hedwig weiß es jetzt noch nicht anders, als daß ſie verlaſſen iſt. Es wird ihr die ſchönſte Beſcheerung

an ihrem Namenstage sein, wenn Sie es ihr selbst sagen, wie falsch das sei."

„Und wo find' ich sie denn? fragte ich.

„Fragen Sie dorten bei ihrem natürlichen Vormund, ihrem Bruder."

Ich eilte auf diesen zu, auf halbem Wege kam er mir entgegen. Unsere Hände fanden sich und ich sagte:

„Sie haben mir schon so großmüthig verziehen. Nun können Sie mich zum Glücklichsten auf Erden machen, wenn Sie mir sagen, daß es Ihnen keine Pein ist, mich als Gatten Ihrer Schwester zu sehen."

„Nicht blos keine Pein, sondern eine große Freude, mein lieber Herr v. Waldenburg," sagte der edle Mann. „Aber Hedwig hat selbst über ihre Hand zu verfügen, — Sie müssen zusehen, ob Sie ihr den eingebildeten Schleier abzuheben vermögen."

„Ach, wo ist sie? Wo ist sie?"

„An einem Orte, wo sie gerne verweilt, seit sie hier ist. Vielleicht weil man von ihm aus die Blicke bis in die Straßen einer gewissen Bundesfestung vordringen lassen kann. Franz wird die Freundlichkeit haben, Sie dahin zu begleiten. Grüßen Sie mir meine Luise, die auch mitgegangen ist. Nun aber er-

lauben Sie mir nur noch eine Frage. Haben ſich Ihre Eltern über die Auflöſung des Verhältniſſes zu der ſchönen reizenden Tochter der Hauptſtadt getröſtet?“

„Getröſtet und geben ihren Segen zu dem weihevolleren Bunde. Hier —“ ſprach ich und ſuchte aus meinem Taſchenbuch den betreffenden Brief meines Vaters hervor, den ich dem Bruder Hedwigs überreichte — „leſen Sie ſelbſt, damit volle Klarheit zwiſchen uns herrſche. Leſen Sie, indeß ich meinem Glück entgegen eile.“ —

„Gemach, gemach!“ rief hinter mir auf der Treppe mein Franz, „Sie wiſſen ja noch garnicht, wo ich Sie hinführen ſoll.“

„O kommen Sie raſch!“ entgegnete ich fröhlich, und nahm ihn unterm Arm. „Es geht in den Himmel!“

„Wenigſtens ihm nah' genug! Es wird für mich ein ſaurer Weg werden. Der Tauſend! Da müſſen wir gleich links den Berg hinan!“

Die freundliche Bergwiege, in der das Bad Gleisweiler liegt, ruhte bald vom Glanze der Herbſtſonne erfüllt in der farbereichen Tiefe hinter uns; von den Kaſtanien rauſchten fahle Blätter und reife, ſüße

Früchte fielen in das Laub, durch das wir emporwateten. Ich zog an Franz wie ein Postpferd, bis wir endlich aus dem Kastanienwald hinauf zu einer Waldhöhe kamen, von der ich die St. Annakapelle hoch oben über den Weinbergen von Burrweiler blinken sah, während die ganze oberrheinische Ebene sonnenhell zu ihren Füßen lag.

„Da müssen wir hinauf!“ sagte Franz, indem er nach der Kapelle deutete. „Es ist da recht schön im Sommer, wenn die Wallfahrten sind zu dem heiligen Berge der St. Anna. Aber mein Freund, man läuft nicht so dabei den Berg hinan.“

„Ei, führt der Weg da in die Bucht und dann hinan?“

Ja, an der Klause vorüber zur Fröhlichslust!“

Ohne ein weiteres Wort eilte ich von ihm fort. Wie oft hatte ich die St. Annakapelle von dem Teufelsberg herab in die weite Ebene blicken sehen, ohne zu ahnen, welche selige Wallfahrt auch ich noch da hinauf unternehmen würde. Mit solcher Lust ist noch keiner der tausend Wallfahrer, die allwöchentlich im Spätsommer da hinauf wallen, hinan gelangt zu der herrlichen Höhe, als ich an jenem Herbsttage. Ich hatte das Kapellengut erreicht und sah Niemanden.

Ich ſchaute nicht in's herrliche Land hinaus, das vom Taunus bis in's Breisgau unten lag, — mein Blick hing nicht an den düſtern Mauern der Rietburg drüben, nach welcher einſt ein kühner Raubritter die Kaiſerin ſelbſt ſchleppte, als ſie nach dem Trifels vorüber reiten wollte, — auch nicht an der maleriſchen Kropsburg, wo ſonſt die Dalberge gewohnt und jetzt Bettler thronen, — auch nicht am Hambacher Schloß, noch auf all den Reizen der weinreichen Haardt, ſondern nur auf der ſchmuckloſen Wallfahrtskapelle ſelbſt, die ſich da vor mir in die blaue Herbſtluft abzeichnete.

Als ich mich jetzt mit klopfendem Herzen dem Eingange zuwenden wollte, trat eine hohe Frauengeſtalt aus demſelben. Sie erkannte mich alsbald, — es war die ſchöne Luiſe, die Braut von Hedwigs Bruder.

„Ah!“ rief ſie leiſe und legte den Finger an den Mund. „Es iſt ſchön, daß Sie kommen. Ich hoffte es ſehr, und es iſt Zeit!“

„O Fräulein, wo iſt Hedwig?“ ſprach ich außer mir, wenn auch nur flüſternd.

„Hier innen,“ wisperte Luiſe und deutete auf die Kapelle. Ich wollte hineinſtürmen, aber die ſchöne

Braut Carls hielt mich am Arme. „Nicht hier an dieſem Orte, — ſie betet!“

„Sehen darf ich ſie doch!“ flehte ich.

„Kommen Sie, aber leiſe. Hedwig ſcheint alle Hoffnung aufgegeben zu haben. Still, dort kniet ſie!“

Ja, dort kniete ſie in der ſtillen Halle, dort lag ſie hingeſunken die zarte, holde Geſtalt, vom ſchwarzen Seidengewand umſchloſſen. Gleich einer Braut des Himmels lag ſie hingegoſſen, das blonde Haupt tief auf die Stuhllehne hingebeugt, — während ihre Geſtalt bebte in tiefem Schmerze. Ihre Thränen floſſen, aber man hörte kein Schluchzen.

Ich ſelbſt konnte kaum mehr an mich halten. Luiſe führte mich zurück von dem Eingange.

„Dort,“ ſagte ſie, „verweilen Sie noch etwas hinter der Sakriſtei. Sie wird gleich herauskommen. Ueberraſchen wir ſie nicht zu frühe.“

Luiſe hatte Recht, — jetzt kam Hedwig mit langſamem Schritte und leiſen Tritten aus der Kapelle an meinem Verſtecke vorüber. Ich ſah ihr in das liebliche, bleiche, durchſichtige Antlitz, von dem ſie ſich die Thränen trocknete, und ich meinte vergehen zu müſſen vor Schmerz und Wonne. Sie hatte mich nicht bemerkt, ſondern ging mit geſenktem Haupte nach einer

nahen Bank. auf die ſie ſich niederließ. Das Köpfchen auf die Hand geſtützt ſaß ſie da und ſchaute in der Richtung von Landau in die Tiefe. Auf ihrem Buſen glänzte ein goldenes Kreuz, — ſo ſah ich ſie vor mir wie eine Braut des Himmels, während Luiſe wieder zu ihr getreten war.

„Hedwig,“ ſprach ſie. „Meinſt Du nicht, daß er heute wieder kommt.“

„Er kommt nicht mehr,“ erwiederte das Mädchen mit ſchwacher Stimme und hoffnungsloſem Tone.

„Wenn er nun doch käme,“ fuhr Luiſe fort. „Wenn er heute käme, um Dir zu Deinem Namenstage zu gratuliren?“

„Iſt mein Namenstag? Ach, was wird es ihn kümmern, — dachte ich doch ſelbſt nicht daran! Luiſe, flöße mir nicht falſche Hoffnungen ein,“ fügte Hedwig traurig hinzu.

„Das thu' ich nicht, Hedwig. Franz hat ihn geſtern noch in der Nacht getroffen. Denk Dir nur, er hat ſeine Verlobung mit dem ſchönen Mädchen in München rückgängig gemacht.“

Hedwig ſchaute die Freundin an, als zweifle ſie an deren Worten.

„Und warum denn?“ fragte ſie dann leiſe.

„Einer Andern zu Liebe, die ihm theurer iſt.“

Hedwig fing an heftig zu zittern.

„Dir zu Liebe!“ fügte Luiſe hinzu; und Hedwig zitterte noch ſtärker.

„Ach, Luiſe, Du täuſcheſt mich. — Warum kam er denn nicht?“ fragte ſie nach einer Pauſe, und die Thränen floſſen ihr wieder über die Wangen, als ſie ihr Geſicht in die Hand legte und unter heftigem Schluchzen an das Geländer der Bank lehnte.

Keine Macht der Erde hätte mich länger zurückzuhalten vermocht. Ich war in wenigen Sätzen an der Bank und umſchlang des Mädchens Kniee.

„Hedwig! Hedwig, meine holde, fromme Braut! Ich war nicht treulos, Hedwig! meine einzige, geliebte Hedwig.“

Ein ſchwacher Aufſchrei entrang ſich ihrer Bruſt. Dann ſah ſie in Thränen auf mich nieder, als könne ſie nicht glauben, was ihr wiederfuhr. Aber in meinen Armen, an meiner Bruſt, an welcher ihr Buſen wallte und ihr Herz pochte, lernte ſie daran glauben. Ihre Arme hatten mich jetzt umſchlungen, ich hielt ſie feſt an mich gepreßt. So vergingen Minuten und wir hatten kein weiteres Wort geſprochen, hatten uns noch nicht losgelaſſen. Die Welt unten ahnte

nicht, welches Glück die Herbſtſonne auf jener blauen Höhe beſchien, und wir wußten nichts von der Welt. Selbſt Luiſe, welche mit überquellenden Augen auf uns ſchaute, war von uns vergeſſen. Hedwigs Antlitz ruhte glühend an meinem Halſe, den ihre Arme umſchlangen.

Endlich aber ließ ich ſie etwas mehr los, um ihr Angeſicht zu ſuchen, ihre Wangen, ihre Lippen, ihre Augen zu küſſen. Trunken vor Seligkeit fing ich immer wieder von Neuem an, und als Hedwig zu wehren begann, ſtammelte ich:

„Nur noch dieſen, im Namen meines Vaters, nur noch einen für meine Mutter, die Dich ja tauſendmal grüßen und küſſen läßt!“ —

„Na! Na! Na! Na! ſoll denn das kein Ende nehmen? Iſt das Tauſend noch nicht voll?“ ließ ſich jetzt des Vetters Franz Stimme vernehmen, indem er neben Luiſe ſchon geraume Zeit die in ihr Glück verlornen betrachtet hatte.

Jetzt flog Hedwig aus meinen Armen auf Vetter und Freundin zu.

„Franz, Luiſe,“ rief ſie. „Er liebt mich doch!

Er liebt mich dennoch! O daß Amychen wüßte, daß er mich noch liebt."

„Ja, wir ſehen es!" ſagte Franz, während Luiſe lächelnd meine Hedwig umſchloß. „Alſo meine Gratulation zum Namenstag der glücklichen Braut unſers Freundes! Nun aber raſch in's Badhaus hinunter, wo wir mit Ungeduld erwartet werden."

Und wir flogen hinunter, Hedwig von meinen Armen umfangen, halb getragen. Wir flogen hinunter und meinten doch himmelauf zu fliegen. Schon im Kaſtanienhain kamen uns der Bruder, die Tante und Luiſens Mutter entgegen. Der Umarmungen, der jauchzenden Worte und Freudenthränen gab es ſo viele, daß ich ſie nicht alle herzählen könnte. Und wie ſollte ich es zu ſchildern vermögen, das Glück, das mich und meine holde Braut an jenem ſchönen Herbſttage beſeelte! —

„Lieber Bruder," ſagte endlich Luiſens Bräutigam zu mir, „hier den Brief Deines Vaters, des herrlichen Mannes. Aber ſage mir doch, warum willſt Du Deinen Abſchied einreichen? Ah, Du errötheſt. Ich kann mir es denken. Wenn Du aber ſonſt keine Bedenklichkeiten gegen den Offiziersſtand als Gatte haſt, ſo behalte die Epauletten nur immer. Deine

Braut kann nicht blos die Caution, ſondern noch etwas Erkleckliches darüber ſtellen.“ Das ſagte er mit einem bedeutſamen Lächeln und fuhr fort: „Ich muß als ſeitheriger Verwalter ihres Vermögens, das am beſten wiſſen. Und wenn auch Reichthum allein nicht glücklich machen kann, ſo iſt es doch eine angenehme Zugabe — wie Dein prächtiger Vater ſchreibt. Jetzt entſchuldige — ich will Deinen Eltern ſogleich eine Einladung zu meiner Hochzeit zuſenden.“ — —

Und noch ſtrahlten ſchöne Herbſttage über der Weinleſe an der Haardt, als auch meine Eltern ſchon in der Pfalz waren, und ſich des reichen Landes, noch mehr aber ihrer holden Schwiegertochter und des Glückes ihres Sohnes freuten. Meine Mutter war völlig darüber getröſtet, daß Eugenie Baronin geworden; ihr „Herzenstöchterlein“, wie ſie Hedwig nannte, war ihr ſo lieb geworden, daß ich ordentlich eiferſüchtig ward. Und ſo war und blieb es auch, als meine Gattin mir nach der Hauptſtadt gefolgt war, da der Herr Kriegsminiſter jetzt zu einer Beförderung in eines der Hauptſtädtiſchen Regimenter die Hand bot. Noch öfter haben wir die Pfalz und die gute Tante zu Erlenbach beſucht, die, ſeit Hedwig fort war, in ihrer Einſamkeit eine innige Zuneigung zu

Digitized by Google

Amychen gefaßt hatte, ſo daß ſie ihr, als Franz ſein Glück davon abhängig machte, gerne die Rechte einer Schwiegertochter in ihrem Hauſe und Herzen einräumte. Sie hatte das bis zu ihrem Tode nicht zu bereuen.

Meine Hedwig war auch im großſtädtiſchen Leben glücklich. Die Vorführungen der Werke unſerer großen Dichter auf dem Theater, die claſſiſchen Odeonskonzerte und die Schöpfungen der Kunſt, an denen die Stadt ſo reich, machten ihr Leben auch außer dem Hauſe zu einem genußreichen. Ihre Freude an der Natur ließ ſie bald die Schönheiten unſeres Hochlandes, der Thäler und blauen Seen dorten empfinden und lieben. Welche herrliche Sommer verlebten wir mit unſern Eltern in der grünen Almenwelt!

Mir aber ward an ihrer Seite das Loos eines der Hochbeglückteſten dieſer Erdenwelt. Und als ſie nach einer ſchönen Reihe von Jahren von mir Abſchied nahm, um zur ewigen Heimath einzugehen, war ſie noch ſo hold, ſo fromm, ſo gut, wie da ich ſie zum erſten Male an das Herz geſchloſſen. Sie war mir geſtorben, aber nicht verloren. Wo ich mich hinwende wandelt ihre Erſcheinung mit mir, ungetrübt und rein, hold wie im Leben. Sie wandelt mit mir

Digitized by Google

auf die höchſten, eisgekrönten Spitzen meiner Lieblingsberge in den Alpen, wohin ſie mir lebend nicht folgen konnte, und ſchwebte neben mir im heftigſten Kugelregen eines unglücklichen Kriegs, wo ich den Tod nicht geſucht, aber auch nicht gemieden habe. Und ſie iſt mir auch heute noch die Tröſterin in einſamen, ſchmerzlichen Stunden. Sie hat die ewige Ruhe und iſt glücklich, — und ich bin nicht unglücklich.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Digitized by Google

2013 Pro Bowl

Hawaii, January 27

AFC Pro Bowl Roster

Matt Schaub, QB, Houston	1
Andrew Luck, QB, Indianapolis	2
Arian Foster, RB, Houston	3
Ray Rice, RB, Baltimore	4
Antonio Brown, WR, Pittsburgh	5
Andre Johnson, WR, Houston	6
Vernon Davis, TE, San Francisco	7

Offensive Line

Joe Thomas, OT, Cleveland	8
Duane Brown, OT, Houston	9
Mike Iupati, G, San Francisco	10
Mike Adams, G, Oakland	11